Yahya Elsaghe

Domi et foris

Provinz und Hauptstadt in Thomas Manns Frühwerk

> Frankfurt, Bremen, Hamburg, Lübeck sind groß und glänzend […]. Würden sie aber bleiben was sie sind, wenn sie ihre eigene Souveränität verlieren und irgend einem großen Deutschen Reich als Provinzialstädte einverleibt werden sollten?
> *Goethe, Gespräche mit Eckermann*

Was Goethe für den Fall »irgend eine[s] großen deutschen Reiche[s]« vorausgesehen und befürchtet hatte,[1] trat im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts bekanntlich ein, endgültig im Januar 1871 mit der Gründung des Deutschen Reichs. Die jetzt entweder gar nicht mehr oder dann nur noch nominell ›freien‹ Städte »Frankfurt, Bremen, Hamburg, Lübeck« rutschten dabei an die Peripherie, wie sie so erst jetzt von dem einen Zentrum aus definierbar wurde. Das galt insbesondere auch für die Stadt, die der gebürtige Frankfurter in seinem Gespräch mit Eckermann an letzter Stelle aufzählte, die »deutscheste der deutschen Städte«, wie Kaiser Wilhelm II. höchstpersönlich schon am Bahnhof beliebte sie zu rühmen, als er (das ihm also noch gänzlich unbekannte) Lübeck erstmals mit einem Besuch beehrte;[2] eine seither von seinen dortigen Untertanen gerne nachgesprochene Floskel,[3] deren rhetorische Kosmetik doch lediglich die wahren, von Goethe mit Recht befürchteten Verhältnisse schönredete.

1 Johann Peter Eckermann, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Nach dem ersten Druck und dem Originalmanuskript des dritten Teils mit einem Nachwort und Register neu hrsg. von Heinrich Hubert Houben, Leipzig 1909, S. 560.

2 Zitiert nach Gerhard Ahrens, Von der Franzosenzeit bis zum ersten Weltkrieg 1806–1914: Anpassung an Forderungen der neuen Zeit, in: Lübeckische Geschichte, hrsg. von Antjekathrin Graßmann, Lübeck ^{4}2008, S. 539–686, hier: S. 651.

3 Vgl. Adolf Holm, Lübeck, die freie und Hanse-Stadt, Bielefeld und Leipzig 1900, S. 147.

© 2013 Yahya Elsaghe, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.46500/83531228-006 | CC BY-NC-SA 4.0

Mit einer stilistischen Volte beschönigte das Verhältnis der Nation zur Stadt auch deren berühmtester Sohn und der bis heute bestrezipierte Autor des wilhelminischen Kaiserreichs, als er Lübeck zum allerletzten Mal betrat. Indem er zum Dank für das ihm daselbst verliehene Ehrenbürgerrecht seine Identität und Autorschaft doppelt fasste, huldigte er vorab dem Vaterland und erst in zweiter Linie, jedoch auch sozusagen lauter und jedenfalls typographisch hervorgehoben, seiner Vater*stadt*. Dabei gelang es ihm, den springenden Punkt, den dieser zweifachen Bestimmung inhärenten Widerspruch, zu verbrämen. Seine »Bücher« seien zwar »unverkennbar deutsch […]. Sie können nur von einem Deutschen sein«.[4] Unklar aber bleibt oder eben mit einem rhetorischen und im wahrsten Wortsinn spitzfindigen Manöver verunklärt wird das punctum saliens dann insofern, als dafür ein erlesen-veralteter Phraseologismus eintritt, »auf die Spitze stellen« (eigentlich ›in höchste Gefahr bringen‹[5]), der hier alles Mögliche bedeuten kann: »Sie können nur von einem Deutschen sein, und ich möchte das Ding auf die Spitze stellen und hinzufügen: nur von einem *Lübecker*.«[6]

Als Lübecker und lübische Stadtpatrizier hätten die Manns eigentlich wenig Grund gehabt, sich nachgerade als »deutscheste der deutschen« Subjekte vorzukommen. Sie und ihresgleichen gehörten nicht unbedingt zu den Gewinnern der Zeitgeschichte,[7] wie sie seit »Bismarcks […] Einigungskunststück[ ]«[8] verlief. Wie gründlich dieses glückte und wie nachhaltig es seine Widerstände gleichsam zu überdecken oder zu überschreiben vermochte, zeigt sich möglicherweise selbst an der mittlerweile allerdings nur noch schwer zu überblickenden Thomas Mann-Forschung. Denn von dieser lässt sich unter der Kautel solch schwieriger

4 Thomas Mann, Gesammelte Werke in 13 Bänden, 2., durchgesehene Aufl., Frankfurt am Main 1974, Bd. 11, S. 534.

5 Vgl. Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch, Bd. 10.1, bearb. von Moriz Heyne, Leipzig 1905, Sp. 2582–2596, s. v. Spitze, hier: Sp. 2591.

6 Mann, Gesammelte Werke (Anm. 4), Bd. 11, S. 534; Hervorhebung des Originals.

7 Vgl. Hermann Kellenbenz, Hanse und Hansestädte, in: Geschichte der deutschen Länder. »Territorien-Ploetz«, hrsg. von Georg Wilhelm Sante, Bd. 2, Würzburg 1971, S. 624–640, hier: S. 632.

8 Zitiert wird, wenn nicht anders angegeben, nach: Thomas Mann, Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher, hrsg. von Heinrich Detering u. a., Frankfurt am Main 2002 ff., hier: Bd. 10.1: Doktor Faustus, hrsg. von Ruprecht Wimmer, 2007, S. 563.

Überschaubarkeit doch sagen, dass der Autor mehr als »Deutsche[r]« denn als »Lübecker« gelesen wurde. Jedenfalls scheint es kaum jemandem in den Sinn gekommen zu sein,[9] Thomas Manns Romane und Erzählungen als Texte eines zu lesen, der und dessen Herkunftsmilieu das neue Reich auch vom ›receiving end‹ her wahrnehmen konnte. Noch nie, mit anderen Worten, scheinen diese Texte systematisch auf provinzielle Ressentiments gegen das neue Zentrum des »großen deutschen Reiche[s]« befragt worden zu sein.

Einmal darauf aufmerksam geworden, sieht man die Spuren solcher Ressentiments vielleicht nicht auf den allerersten, auf einen zweiten und dritten Blick aber sehr wohl. Oder in gewissem Sinn sieht man sie dann gerade nicht. Denn symptomatisch ist bereits, wie selten das neu etablierte Machtzentrum in Thomas Manns literarischem Werk überhaupt zur Sprache kommt und einer auch noch so flüchtigen Erwähnung gewürdigt wird; geschweige denn, dass es je zum eigentlichen Thema seines Erzählens avancierte. Und wenn es wo erwähnt ist, dann in mehr oder weniger dubiosen Kollokationen. Die zeitgeschichtliche Signifikanz solcher Kollokationen und damit der zweifelhaften Rolle, die Berlin in der fiktionalen Handlungsregie jeweils spielt, ließe sich schon anhand einer planen Widerspiegelungstheorie beschreiben und ohne Rest erklären. Besonders ergiebige Beispiele dafür, weil sie am nächsten, wenn man so will, beim Trauma des Souveränitätsverlusts oder an dessen ›back story wound‹ liegen, gäben Thomas Manns allererste »Bücher« her, seine Debüts als Romancier und Novellist: einerseits sein erster Roman, in dessen Arbeitsumkreis er auch jenes Gespräch mit Eckermann exzerpierte – und das allein schon spräche natürlich Bände –;[10] andererseits der erste Zyklus seiner frühen Novellen, aufgrund derer ihn sein Berliner Verleger zu dem Roman allererst ermuntert und ermutigt hatte, ›Der kleine Herr Friedemann‹.

9 Vgl. z. B. Yahya Elsaghe, Die imaginäre Nation. Thomas Mann und das ›Deutsche‹, München 2000; Jochen Strobel, Entzauberung der Nation. Die Repräsentation Deutschlands im Werk Thomas Manns, Dresden 2000 (= Arbeiten zur Neueren deutschen Literaturwissenschaft 1); Todd C. Kontje, Thomas Mann's World. Empire, Race, and the Jewish Question, Ann Arbor 2011 (mit der Rezension von Yahya Elsaghe, in: Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur 104 [2012], H. 1, S. 142–144).

10 Vgl. Thomas Mann, Notizbücher, hrsg. von Hans Wysling und Yvonne Schmidlin, Bd. 1, Frankfurt am Main 1991, S. 72.

I

Schon im ersten Text dieses Zyklus, der eponymen Novelle vom ›Kleinen Herrn Friedemann‹, zeigen sich die Spannungen zwischen Zentrum und Peripherie in einer Weise, die noch etwas von der vergangenen oder vergehenden Macht, auch Definitionsmacht der alten Städte erahnen lässt. Diese manifestiert sich in einem archaisch-elementaren, stark polaren Vorstellungsschema.[11] Dessen leitender Code belegt den Raum »draußen vorm Thore«,[12] um aus ›Tonio Kröger‹ zu zitieren, ziemlich unterschiedslos mit einem gewissen Bann-, man darf fast sagen: -fluch. Oder mit anderen, den Worten der ›Buddenbrooks‹, »alles […], was außerhalb der Thore« der eigenen »Vaterstadt« liegt, erscheint »als verurteilenswürdig«.[13]

Die Furcht oder dann wenigstens Mitleid erregende Geschichte des ›Kleinen Herrn Friedemann‹ steht gewissermaßen buchstäblich unter der Signatur dieses Codes, ›daheim‹ versus ›draußen vor der Tür‹, oder nochmals anders gewendet, ›domi‹ versus ›foris‹. So das Latein des Sinnspruchs, den der Ehrenbürger zum letzten Wort jener Dankesrede wählte: »Concordia domi, foris pax!«[14] Mit der lateinischen Devise, so sinnreich und aktuell sie sich gerade damals ausnehmen mochte – nach Exil und Weltkrieg, im geteilten Deutschland und mitten im Kalten Krieg –, zitierte Thomas Mann nur, was eh und je am Holstentor geschrieben stand (so bündig allerdings erst seit der Restaurierung von 1871[15]). Das

11 Vgl. Mary Douglas, Purity and Danger. An Analysis of Concepts of Pollution and Taboo, London 1966.

12 Thomas Mann, Große kommentierte Frankfurter Ausgabe, Bd. 2.1: Frühe Erzählungen 1893–1912, hrsg. und textkritisch durchgesehen von Terence J. Reed unter Mitarbeit von Malte Herwig, 2004, S. 251. Vgl. Yahya Elsaghe, Exil und Stereotypen. Thomas Manns Schweizer vor und nach der Emigration, in: Thomas Mann und das »Herzasthma des Exils«. (Über-)Lebensformen in der Fremde. Die Davoser Literaturtage 2008, hrsg. von Thomas Sprecher, Frankfurt am Main 2010 (= Thomas-Mann-Studien 41), S. 111–132, hier: S. 118–126.

13 Thomas Mann, Große kommentierte Frankfurter Ausgabe, Bd. 1.1: Buddenbrooks. Verfall einer Familie, hrsg. und textkritisch durchgesehen von Eckhard Heftrich unter Mitarbeit von Stephan Stachorski und Herbert Lehnert, 2002, S. 14.

14 Mann, Gesammelte Werke (Anm. 4), Bd. 11, S. 534.

15 Vgl. Wolf-Dieter Hauschield, Frühe Neuzeit und Reformation: Das Ende der Großmachtstellung und die Neuorientierung der Stadtgemeinschaft, in: Lübeckische Geschichte (Anm. 2), S. 351–442, hier: S. 366; Ahrens, Von der Franzosenzeit bis zum ersten Weltkrieg 1806–1914 (Anm. 2), S. 643 f.

Holstentor ist selbstverständlich und war seit jeher[16] *das* ›landmark‹ des Orts, an dem die ›Buddenbrooks‹ immerhin mit Sicherheit spielen und mutmaßlich auch ›Der kleine Herr Friedemann‹ spielt; nur dass der Erzähler hier, anders als derjenige der ›Buddenbrooks‹, der auch das »Holstenthor« rundweg bei diesem Namen nennt,[17] sich auf keine Toponyme festlegt und stattdessen nur, mit freilich bestimmtem Artikel, von einem oder eben von ›dem‹ »nördlichen Thore der alten, kaum mittelgroßen Handelsstadt« spricht.[18] Dabei ist es hier allerdings, im ›Kleinen Herrn Friedemann‹, weniger ein Tor, das den Rand der ›ingroup‹ handgreiflich definiert und reguliert, sondern eher ein Wall, an dem und jenseits dessen der Protagonist zu wiederholten Malen existenziell bedrohliche ›Grenzerfahrungen‹ macht,[19] auch die allerletzte seines gewaltsamen Todes.

Dieser, obwohl ein Suizid, hat letztlich damit zu tun, dass die urtümliche Differenz zwischen ›Drinnen‹ und ›Draußen‹, wie sie Stadttore und andere Befestigungsanlagen so augenscheinlich versinnlichen, hier empfindlich gestört wird. Dem archaisch-manichäischen Muster gemäß sucht den umschützten Bereich »domi« ein Unheil heim, das seinen Ursprung »foris« hat und sich übrigens auch vor Ort nur »in der« – wohlgemerkt – »südlichen Vorstadt« wohnhaft niederlässt.[20] Sein Ursprung liegt aber nicht eben nur irgendwo da »draußen vorm Thore«. Sondern er fällt mit dem Zentrum des Reichs schlechterdings zusammen.

Die freilich nur floskelhaft so genannte »Welt«[21] des, wie gesagt, mit bestimmtem Artikel bereits eingeführten Städtchens wird hier von »der Hauptstadt«[22] aus gefährdet. In ›die‹ vor allem anderen »alte[ ]«

16 Zur Rolle, die das Monument in der Geschichte der historischen Selbstvergewisserung Lübecks spielte, vgl. Ahrens, Von der Franzosenzeit bis zum ersten Weltkrieg 1806–1914 (Anm. 2), S. 643 f., 670; Gerhard Meyer, Vom Ersten Weltkrieg bis 1996: Lübeck im Kräftefeld rasch wechselnder Verhältnisse, in: Lübeckische Geschichte (Anm. 2), S. 687–778, hier: S. 729.

17 Bd. 1.1, S. 88, 340; vgl. S. 378, 669.

18 Bd. 2.1, S. 88.

19 Ebd., S. 90, 110 f., 116.

20 Ebd., S. 94. Zu den siedlungsgeschichtlichen Hintergründen vgl. Ahrens, Von der Franzosenzeit bis zum ersten Weltkrieg 1806–1914 (Anm. 2), S. 648 f.; zur symbolischen Besetztheit der Himmelsrichtungen im Gesamtwerk vgl. Elsaghe, Die imaginäre Nation (Anm. 9), S. 81–90.

21 Bd. 2.1, S. 94.

22 Ebd.

Handelsstadt bricht das Böse oder jedenfalls das in jeder Hinsicht Aparte in Gestalt nicht des irgendwie Differenten ein. Es tritt auch nicht nur als das sozial oder das sexuell Andere auf, in der Person einer Frau[23] und adligen Dame, einer Herrin selbst im sadomasochistischen Spezialsinn des Worts, der sich von dem Moment an aufdrängt, da der ihr fortan hilf- und rettungslos ausgelieferte Handelsstädter erstmals unter ihre Augen kommt: Beginnen die Interaktionen zwischen den beiden doch damit, dass sie, mit dem Accessoire eines »Lederband[s]« ausstaffiert und gewissermaßen hoch zu Ross, von der Höhe ihres »Jagdwagen[s]« hinab »ihre Peitsche« gegen den Fußgänger senkt, worauf er vor ihr seinen »Cylinder« zieht, sich also leibhaftig erniedrigt vor ihr;[24] mag seine Selbstunterwerfungsgeste auch habitualisiert und als solche verblasst sein.

Die Domina ist immer schon und immer auch eine Frau aus der Großstadt, die Berlin kurz nach Thomas Manns Geburt geworden war. Anders aber, als man vom Gesamtwerk her füglich vermuten dürfte, wo solche misogynen Chiffren sonst allenthalben herumspuken, handelt es sich dabei um eine Neuauflage weder der Hure Babylon[25] noch der ›Frau Welt‹ alias »Fräulein Weltner«.[26] Vielmehr verkörpert die Großstädterin hier eine seinerzeit allerneuste und hochmodische Variante gynophober Phantasmen. Sie ist eine femme fatale, wie sie im Buch steht. Und aufs Gesamtwerk gerechnet, ist sie nicht nur die erste, sondern womöglich auch die schlimmste ihrer Sorte. Als femme très fatale verrät sie zwar nicht ihr eigener, allenfalls in Hinsicht auf ihre schneeköniginnenhafte Kaltherzigkeit oder Frigidität belangvoller Name, den

23 Vgl. Bram Dijkstra, Das Böse ist eine Frau. Männliche Gewaltphantasien und die Angst vor der weiblichen Sexualität, Reinbek bei Hamburg 1999.

24 Bd. 2.1, S. 96 f.

25 Vgl. Yahya Elsaghe, Thomas Mann und die kleinen Unterschiede. Zur erzählerischen Imagination des ›Anderen‹, Köln, Weimar, Wien 2004 (= Literatur – Kultur – Geschlecht, Große Reihe 27), S. 304 f.; ders., Zur Sexualisierung des Fremden im ›Tod in Venedig‹, in: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 234 (1997), S. 19–32.

26 Bd. 2.1, S. 18, 26 f., 33. Vgl. Yahya Elsaghe, Die kleinen Herren Friedemänner. Familie und Geschlecht in Thomas Manns frühesten Erzählungen, in: Zerreissproben/Double Bind. Familie und Geschlecht in der deutschen Literatur des 18. und des 19. Jahrhunderts, hrsg. von Christine Kanz, Bern und Wettingen 2007, S. 159–180, hier: S. 163–165.

Michael Maar aus Hans Christian Andersen herzuleiten vermochte,[27] *Gerda* von Rinnlingen. Wohl aber denunziert ihre Fatalität bereits der Name ihres Opfers, den man schon auf der ersten Seite erfährt.

Der mit stehendem Beiwort *kleine* Herr Friedemann, dem die Frau von Rinnlingen in allem und jedem, auch nur schon physisch bei sehr weitem überlegen ist – er reicht ihr »nur bis zur Brust«[28] – und den sie dennoch oder gerade deswegen so bestürzend grausam demütigt und eiskalt zugrunde richtet, heißt mit Vornamen Johannes. Er heißt in gewissem Sinn also gleich wie und doch auch, wegen der ausgeschriebenen Vollform des hebräischen Namens, anders als Johann ›Hanno‹ Buddenbrook. Der Täufer aber, dessen vollen Namen »der kleine Johann*es*«[29] somit trägt, fiel dem ›Prototyp‹[30] oder der Mutter aller femmes fatales zum Opfer, der in den Evangelien freilich noch anonymen und erst seit Flavius Josephus[31] allgemein so genannten Salome, wie sie Gustave Flaubert, Joris-Karl Huysmans und Oscar Wilde zu einer Kultfigur des Fin de siècle und einem ›cultural icon‹ erster Güte gemacht hatten. Nicht von ungefähr fielen Entstehung und Publikation der Friedemann-Novelle mitten in die zu ihrer Zeit so betitelte ›Salomania‹; und nicht umsonst muss ein knappes Jahrzehnt später, »Mai 1906«, noch der Protagonist des ›Doktor Faustus‹ der für ihn fatalen Frau unter dem vielleicht sogar halbwahren »Vorwand« nachreisen, einer Premiere der Salome-Oper beiwohnen zu wollen,[32] die Richard Strauss »nach Oscar Wilde's gleichnamiger Dichtung« komponiert hatte.[33]

27 Vgl. Hans Christian Andersen, Die Schneekönigin. Ein Märchen in sieben Geschichten, in: ders., Sämtliche Märchen in zwei Bänden, Bd. 1, München 1965, S. 313–350, hier: S. 316 und passim; Michael Maar, Geister und Kunst. Neuigkeiten aus dem Zauberberg, München und Wien 1995, S. 142 f., 183–186.

28 Bd. 2.1, S. 107.

29 Bd. 2.1, S. 87; im Original keine Hervorhebung.

30 Vgl. Richard Bizot, The Turn-of-the-Century Salome Era. High- and Pop-Culture Variations of the Dance of the Seven Veils, in: Choreography and Dance 2 (1992), H. 3, S. 71–87, hier: S. 71.

31 Flavius Josephus, Antiquitates Judaicae XVIII 5,2–4; Flavii Josephi opera edidit et apparatu critico instruxit Benedictus Niese, Bd. 4, Berlin 1890, S. 161–166.

32 Bd. 10.1, S. 224.

33 Richard Strauss, Salome. Drama in einem Aufzuge nach Oscar Wilde's gleichnamiger Dichtung in deutscher Übersetzung von Hedwig Lachmann. Musik von Richard Strauss, Berlin 1905.

Auch diese Reise übrigens führt beziehungsweise würde noch in eine »Hauptstadt«[34] führen, so dass die jüngste femme fatale des Gesamtwerks geradeso eng mit einer solchen verbunden wird wie die älteste. Denn das ›salomanisch‹ Unkonventionelle an der Person und den Manieren Gerdas von Rinnlingen, über die »alle Welt in Erregung« gerät[35] – zum Zeichen, versteht sich, der Provinzialität dieser »Welt« –, nehmen die Einwohner, Einwohnerinnen der alten Handelsstadt ganz »natürlich« als integrales Element eines ausdrücklich hauptstädtischen Habitus wahr. So steht es in den Medisancen einer Neiderin mit dem intertextuell seinerseits anspielungsreichen Namen *Hagen*ström – denkt man dabei nämlich an Richard Wagner und den Schuft im ›Ring des Nibelungen‹[36] –:

> Daß man die hauptstädtische Luft verspürt«, äußerte sich Frau Rechtsanwalt Hagenström gesprächsweise gegen Henriette Friedemann, – »nun, das ist natürlich. Sie raucht, sie reitet – einverstanden! Aber ihr Benehmen ist nicht nur frei, es ist burschikos, und auch das ist noch nicht das rechte Wort … Sehen Sie, sie ist durchaus nicht häßlich, man könnte sie sogar hübsch finden: und dennoch entbehrt sie jedes weiblichen Reizes, und ihrem Blick, ihrem Lachen, ihren Bewegungen fehlt alles, was Männer lieben. Sie ist nicht kokett, und ich bin, Gott weiß es, die letzte, die das nicht lobenswert fände; aber darf eine so junge Frau – sie ist vierundzwanzig Jahre alt – die natürliche anmutige Anziehungskraft … vollkommen vermissen lassen? Liebste, ich bin nicht zungenfertig, aber ich weiß, was ich meine. Unsere Herren sind jetzt noch wie vor den Kopf geschlagen: Sie werden sehen, daß sie sich nach ein paar Wochen gänzlich dégoutiert von ihr abwenden …[37]

34 Bd. 10.1, S. 224.

35 Bd. 2.1, S. 94.

36 Vgl. Elsaghe, Die imaginäre Nation (Anm. 9), S. 188 f.; ders., »Donnersmarck« und »Blumenberg«. Verschwinden und Wiederkehr jüdischer Charaktere in der Geschichte der Thomas Mann-Verfilmungen, in: KulturPoetik 5 (2005), H. 1, S. 65–80, hier: S. 66 f., 71. Zur zeitgenössischen Geläufigkeit des mythischen Namens und seiner schlimmen Besetzung vgl. z. B. John C. G. Röhl, Wilhelm II., Bd. 2: Der Aufbau der Persönlichen Monarchie, 1888–1900, München 2001, S. 966.

37 Bd. 2.1, S. 95.

Hierbei mag ein gut Teil der Malice auf Kosten weiblicher Rivalität und kleinstädtischer Borniertheit gehen. Andernteils jedoch und gewissermaßen unter den scheinbar unparteiischen Augen des Erzählers scheint die so gehechelte Hauptstädterin solche missgünstig-allergischen Reaktionen seitens der »Welt«, die durch sie dermaßen aus dem Häuschen gerät, selber mit zu verschulden. Sie gibt deren Bewohnern kaum verhohlen zu verstehen, was sie ihrerseits von ihnen hält. Sehr wohl lässt sie die Eingeborenen spüren, dass sie sie als Hinterwäldler verachtet. Einen ›Lohengrin‹, den sie sich hier anzusehen geruht – tiefer dekolletiert als jede andere[38] und in der »unheilvoll«[39] numerierten »Loge dreizehn«[40] –, findet sie »nicht gut […] oder«, und das so abgemilderte Urteil fällt fast noch vernichtender aus, »oder nur relativ gut«.[41] Auch fühle sie sich, was sie indessen nur »gleichgültig« registriert, hierorts »beengt und beobachtet«.[42]

Selbstverständlich ließen sich solche Figurenreden einer- wie andererseits zunächst auch auf die Gemeinplätze des urbanistischen und vor allem des antiurbanistischen Diskurses im Allgemeinen zurückführen, zumal solche Topoi auch bei Thomas Mann und bis ins Spätwerk, unter anderem eben im Kostüm der Frau Welt oder der Hure Babylon, ihr Wesen treiben.[43] Dass diese zeitgemäße Topik im ›Kleinen Herrn Friedemann‹ aber noch einmal ganz besonders auf den Konflikt zwischen der neuen Hauptstadt und den alten Reichsstädten bezogen ist, darauf können einem nicht zuletzt die chronologischen Verhältnisse der Novelle einen oder den anderen Hinweis geben. Von Interesse wären hier schon die konkreten Voraussetzungen ihrer Versuchsanordnung:

Diese beruht letztlich auf dem Vollzug eines Generationenwechsels in der Administration. Ein einheimischer Funktionär, zum nebenher, aber doch eigens notierten Missbehagen der ortsansässigen Bevölkerung (»ungern«), tritt nach »lange[n] Jahre[n]« zurück,[44] allem Anschein nach in den Ruhestand. Sein Ersatz und Nachfolger, »ein prächtig konservierter

38 Vgl. ebd., S. 100.
39 Bd. 10.1, S. 164.
40 Bd. 2.1, S. 99.
41 Ebd., S. 108.
42 Ebd., S. 109.
43 Vgl. Elsaghe, Thomas Mann und die kleinen Unterschiede (Anm. 25), S. 95, 289–308.
44 Bd. 2.1, S. 94.

Vierziger«, kommt nicht eben nur »aus der Hauptstadt« auf den hiesigen »Posten«; sondern darüber hinaus erscheint er als wahrer Ausbund allen Preußentums, »korrekt, stramm, ritterlich«, wie er ist, »ein glänzender Offizier!«[45]

Als Anhängsel oder ›significant other‹ solch eines Preußen und Berliners allererst verschlägt es die femme fatale »aus der Hauptstadt hierher«.[46] Die Hauptstädterin gerät demnach nicht aus ganz so heiterem Himmel in die alte Klein- bis Mittelstadt, wie es der Wortlaut des Texts vordergründig glauben machen könnte. Ihre Ankunft, übrigens auch auf den in Friedemanns Leben von allem Anfang an verhängnisvollen Monat[47] datiert, wird zwar bei erster Gelegenheit als ein »ausgemacht« schicksalhaftes Ereignis apostrophiert, über dessen Hintergründe »Gott« allein Bescheid wisse.[48] Dabei aber erweist sich der redensartliche Rekurs auf die Allwissenheit eines paulinisch unerforschlichen Gottes nicht einfach nur als leere Formel. Oder jedenfalls rückt das formelhaft abgeblasste Nomen »Gott« hier in einen sehr weltlichen Geschehenszusammenhang ein. Unerforschlich sind näher besehen nicht mehr wirklich die Wege und Ratschlüsse Gottes. Sondern unzugänglich und jeglichem ›subjektiven‹ Wollen entzogen ist hier das Walten staatlicher Institutionen. Auf im Grunde schon beinahe kafkaeske Weise lagern diese hier wie dann erst recht in den ›Buddenbrooks‹ die Qualitäten und Attribute vor allem des alttestamentlichen Gottes oder dessen an, was man sich aus christlich-antijudaistischer Perspektive gerne unter ihm vorstellte, so eben Unnahbarkeit, Unberechenbarkeit und dergleichen mehr:

> Im Juli desselben Jahres ereignete sich jener Wechsel in der Bezirks-Kommandantur, der alle Welt in Erregung versetzte. Der beleibte, joviale Herr, der lange Jahre hindurch diesen Posten innegehabt hatte, war in den gesellschaftlichen Kreisen sehr beliebt gewesen, und man sah ihn ungern scheiden. Gott weiß, infolge welches Umstandes nun ausgemacht Herr von Rinnlingen aus der Hauptstadt hierher gelangte.[49]

45 Ebd., S. 96.
46 Ebd., S. 94.
47 Vgl. Bd. 2.1, S. 94 mit S. 87.
48 Bd. 2.1, S. 94.
49 Ebd.

Herrn von Rinnlingens Gattin gelangt also in der unmittelbaren Konsequenz eines bürokratischen Vorgangs in die Nähe ihres Opfers. Dieser betrifft eine lokale Kaderposition in der Militärverwaltung. Er hat mit der Armee zu tun; und das heißt zwar noch nicht ganz mit einer reichsweit aufgezogenen Einrichtung, noch nicht mit *der* zentralen Reichsinstitution schlechthin, aber doch mit einer, durch die sich die Zentralmacht etwa in den Hansestädten sehr handfest als solche etablierte. (Im Falle Lübecks, dessen eigenes Infanteriebataillon aufgelöst wurde, machte sich diese Zentralmacht in Gestalt eines königlich-preußischen Regiments breit, das hier garnisonierte.[50])

Der »Wechsel«, Generationswechsel, den die hauptstädtische Bürokratie herbeiführt, besiegelt das Ende einer Periode, die bei dieser Gelegenheit in ein dezidiert günstiges Licht getaucht wird. Der kraft eines zentralistischen Verwaltungsakts aus der Hauptstadt »hierher« versetzte Militär löst einen »beleibte[n]«, mutmaßlich eher behäbigen, minder adretten, dafür aber »joviale[n]« und vor Ort »sehr beliebt[en]« Vorgänger ab. Somit sind der beleibt-beliebte und der preußisch-schneidige Bezirkskommandeur vage, aber auch *nur* vage einer alten und einer neuen, wenig jovialen Epoche zuzuordnen. Schärfer jedoch lässt sich dieser neuen Epoche, wenn man deren Beginn auf das Jahr 1871 festlegt, die andere Hälfte des Ehepaars von Rinnlingen zurechnen.

Zu dem Zweck kann man versuchsweise die Eckdaten der Erzählung ungefähr, doch *relativ* hinlänglich exakt auf einer Zeitachse abtragen. Terminus ante quem der Handlung ist die Erstpublikation der Novelle, Mai 97.[51] Keiner der ansetzbaren termini post quos dagegen dürfte lange vor dieses Datum zu liegen kommen, Details wie beispielshalber das seinerzeit hochmoderne »Gasglühlicht«, welches die Villa derer von Rinnlingen erleuchtet.[52] Nichts am Wortlaut des Texts hätte es einer zeitgenössischen Leserschaft nahelegen können, dem Erzählten gegenüber einen historischen Abstand einzunehmen. Ganz offensichtlich hatte sie sich vorzustellen, dass die Novellenhandlung in ihrer eigenen Gegenwart spiele.

50 Vgl. Ahrens, Von der Franzosenzeit bis zum ersten Weltkrieg 1806–1914 (Anm. 2), S. 628.

51 Thomas Mann, Der kleine Herr Friedemann, in: Neue Deutsche Rundschau (Freie Bühne) 8 (1897), H. 5 (Nachdruck Nendeln 1970, Bd. 1), S. 510–527.

52 Bd. 2.1, S. 113.

Zu der so, eben um 1896, 97 plazierbaren ›story-time‹ soll Gerda von Rinnlingen, man hört es ja »gesprächsweise«, aufs Jahr genau »vierundzwanzig« sein. Daraus ergäbe sich ein Geburtsdatum um 1872. Die Gattin des Kommandanten, hieße das also, wäre recht eigentlich ein Kind des neuen Reichs, weil eben unmittelbar nach 71 geboren. Jenseits dieser Epochengrenze hingegen muss Johannes Friedemann zur Welt gekommen sein, ziemlich kurz, aber noch entschieden vor 1871. Auch das lässt sich den noch so spärlichen Zeitangaben des Texts entnehmen. Zum Zeitpunkt nämlich, da er der für ihn fatalen Frau begegnet und verfällt – »Juli *desselben* Jahres« –, hat Friedemann soeben seinen »dreißigsten Geburtstag[ ]« hinter sich.[53] Er wird also um das Jahr 1867 herum geboren sein, gleich alt im Übrigen wie die letzte Nachfahrin der Buddenbrooks, Elisabeth Weinschenk. Seine Geburt muss damit noch im Intervall zwischen dem Heiligen Römischen und dem neuen Deutschen Reich liegen. Sie fällt, wenn auch schon knapp, so doch noch eindeutig vor dessen Gründungsjahr.

Das epochale Jahr wäre damit in die wesentliche Konfiguration des Novellenpersonals mit impliziert. Es würde zu einem Element und Faktor des Antagonismus zwischen dem autochthonen Protagonisten und der hauptstädtischen Deuteragonistin. Die revoltierende Erzählung vom kleinen, gutmütigen, friedfertigen Johannes und der übermächtigen, abgründig bösartigen Sadistin, die seine epikureische[54] Selbstgenügsamkeit stört und seine Existenz endlich zerstört, erhielte dadurch allegorische Energie. Anhand der Raum- und Zeitparameter ließe sie sich als innenpolitische Allegorie auf die jüngste Geschichte lesen. Sie wäre dann eine Parabel auf die Asymmetrie der neu geschaffenen Macht- und Ohnmachtsverhältnisse; darauf, wie im Zug der Reichseinigung Berlin und Preußen eine alte Stadt wie Lübeck in der Bedeutungslosigkeit zu versenken vermochten.

II

Die Novelle *lässt* sich so lesen und *wäre* dann eine solche Parabel. Mit anderen Worten steht die hiermit gewagte Lektüre wie jede andere Interpretation oder ›Übersetzung‹ ihrer Art noch unter dem Vorbehalt,

53 Ebd., S. 94.
54 Vgl. ebd., S. 92.

dass man bereit sein muss, ihr auch zu folgen. Man könnte sich ihr ebensowohl verweigern und dürfte sie durchaus noch als eine eben allzu angestrengte, à tout prix forcierte bestreiten.

Keinen solchen Ermessensspielraum ließe einem Thomas Manns nächstes und das überhaupt berühmteste seiner »Bücher«, für das und für dessen »German mind« er denn ›vornehmlich‹ auch den Nobelpreis erhalten sollte, »[a]s a German writer and thinker«[55] – wobei die Urkunde freilich mit keinen gemeindeutschen Insignien versehen war, sondern mit Abbildungen des Holstentors und einer Gesamtansicht von Lübeck[56] –: Zwar gibt es auch in den ›Buddenbrooks‹ zunächst, in den ersten zehn der insgesamt elf Romanteile, nur entsprechend les*bare* Handlungsarrangements. Wie gehabt bricht darin das Unglück wieder aus Berlin über die »domi« vergleichsweise heilen Zustände herein. Aufschlussreich wäre hierfür bereits und besonders die Stelle, an der der Name der Hauptstadt im Gesamtwerk zum allerersten Mal oder jedenfalls erstmals in aller literarischen Öffentlichkeit auftaucht, wenn man nämlich die Skizzen und Notizen vorderhand beiseite lässt.

Unter dieser Einschränkung taucht der Name zum ersten Mal im vierten Teil auf, nach gut zweihundert Oktavseiten Erzähl- und ganzen dreizehn Jahren erzählter Zeit, im Oktober »des Jahres achtundvierzig«.[57] Wie nachgerade zu erwarten, erscheint er im nächsten Umkreis eines familialen Schicksalsschlags. Er kommt in einen, wenn auch losen Zusammenhang mit dem Tod Lebrecht Krögers zu liegen, den schon sein konstantes Epitheton, »à la mode-Kavalier«,[58] als Angehörigen »der alten Zeit«[59] und einer bereits verklärten Epoche ausweist. Sein Ende steht so für das Weg- und Aussterben einer nostalgisch entrückten Generation, die der Erzähler im Übrigen, in der Person Johann Buddenbrooks

55 Fredrik Böök, 1929 Nobel Prize in Literature Presentation Speech, in: Nobel Prize Laureates in Literature, ed. by Matthew J. Bruccoli and Richard Layman, Part 3: Lagerkvist–Pontoppidan, Detroit 2007 (= Dictionary of Literary Biography 331), S. 143–144, hier: S. 144.

56 Vgl. Thomas Mann. Ein Leben in Bildern, hrsg. von Hans Wysling und Yvonne Schmidlin, Zürich 1994, S. 288 f.

57 Bd. 1.1, S. 193.

58 Ebd., S. 19 f., 214; vgl. S. 201.

59 Ebd., S. 19.

des Älteren, ihrerseits von Anfang an und hinfort regelmäßig mit dem Prädikat »jovial« bedenkt.[60]

Zwar fällt die medizinisch unmittelbare Ursache für Lebrecht Krögers Tod unter die Unbestimmtheitsstellen des Texts. Die Alternative oder die Gewichtung von psychosomatischen Effekten und mechanisch-gewaltsamen Einwirkungen bleibt unentschieden. Auf jeden Fall aber stirbt der alte Kavalier nicht nur während, sondern er stirbt förmlich *an* der Märzrevolution oder ihren Ausläufern: Sei es aus schierer Indignation über »Die Canaille!«;[61] sei es durch einen so tödlich ernst gar nicht gemeinten Steinwurf;[62] oder sei es wegen beidem zugleich. Die revolutionären Umtriebe, obwohl sie also für die Großfamilie Buddenbrook-Kröger doch üble Folgen haben, können trotzdem im Gemeinwesen der Stadt selber nicht sehr weit Platz greifen. An ihrer Abwehr sind die Buddenbrooks, ist der Schwiegersohn des eben dennoch Todgeweihten maßgeblich beteiligt. Johann Buddenbrook der Jüngere, als es die Ratssitzung der »Bürgerschaft« belagert und bedroht, wagt sich bekanntlich vors »Volk«, um »mit den Leuten [zu] sprechen«;[63] wobei der Autor hier übrigens von den historisch ermittelten Tatsachen abweicht und sich deren fiktionale Aufschönung wiederum marxistisch auflösen ließe als Reflex eines klassengebundenen Überlieferungsinteresses. In ›Tat‹ und Wahrheit verlief die Geschichte nach genau der Version, die im Roman nur eben als lachhafter Vorschlag eines Tuchhändlers haushoch verworfen wird. Die *historischen* Mitglieder der Lübecker Bürgerschaft zogen sich tatsächlich so aus der Affäre,[64] wie es ein hasenfüßiger Händler im Roman bloß vorschlägt, über »eine Dachluke …«[65]

Der fiktive Konsul Buddenbrook hingegen stellt die Revolutionäre in einem inskünftig legendären Gespräch unerschrocken zur Rede. Indessen wendet er sich zu diesem Ende nicht etwa an einen, der ihm auch wirklich ernsthaft Red' und Antwort stehen könnte wie ein »Re-

60 Ebd., S. 24, 529, 574; vgl. S. 280, 312, 796.
61 Ebd., S. 201; vgl. S. 203, 206, 213.
62 Vgl. ebd., S. 213.
63 Ebd., S. 206 f.
64 Vgl. Ahrens, Von der Franzosenzeit bis zum ersten Weltkrieg 1806–1914 (Anm. 2), S. 624.
65 Bd. 1.1, S. 203; vgl. S. 205.

dakteur Rübsam«[66] – wohl keine Reverenz vor, aber wahrscheinlich doch eine Referenz auf eine erst zur *Entstehungs*zeit des Romans notorische Persönlichkeit, die damals im Organ der lübeckischen Sozialdemokraten gegen den dortigen Gymnasialdirektor polemisiert hatte und deswegen relegiert worden war,[67] Erich Mühsam. (Dessen Klarname, ein typisch jüdisches Kakonym,[68] ging auf eine Romanfigur des Schulkapitels über, den »geistreiche[n] Oberlehrer«.[69]) Keinen solchen Rädelsführer also spricht der beherzte Konsul an, sondern einen Mitläufer und »Döskopp«, Corl oder Cordl[70] Smolt, »einen etwa 22jährigen Lagerarbeiter mit krummen Beinen«, der bei der Gelegenheit eine besonders erbärmliche Figur macht:[71]

> »Je, Herr Kunsel«, sagte Corl Smolt ein bißchen eingeschüchtert; »dat is nu Allens so as dat is. Öäwer Revolutschon mütt sien, dat is tau gewiß. Revolutschon is öwerall, in Berlin und in Poris …«
>
> »Smolt, wat wull Ji nu eentlich! Nu seggen Sei dat mal!«
>
> »Je, Herr Kunsel, ick seg man bloß: wie wull nu 'ne Republike, seg ick man bloß …«
>
> »Öwer du Döskopp … Ji *heww* ja schon een!«
>
> »Je, Herr Kunsel, denn wull wi noch een.«[72]

»Revolutschon is öwerall, in Berlin« – dies der erste publizierte Beleg für eine namentliche Nennung der Stadt – »in Berlin und in Poris«: Das bleibt das einzige armselige Argumentchen, mit dem die Revolutionäre oder die es gerne wären zu Wort kommen dürfen. In der lamentablen Person des einen, völlig unbedarften und sogar nur bedingt sprachkompetenten Möchtegern-Revolutionärs berufen oder sollen sich die Aufrührer auf das auswärtige Vorbild der Groß- und Weltstädter

66 Ebd., S. 201; vgl. S. 202.
67 Vgl. Bd. 1.2, S. 291 f.
68 Vgl. Dietz Bering, Der Name als Stigma. Antisemitismus im deutschen Alltag 1812–1933, Stuttgart 1987, S. 26; ders., Elftes Bild: Der »jüdische« Name. Antisemitische Namenpolemik, in: Bilder der Judenfeindschaft. Antisemitismus: Vorurteile und Mythen, hrsg. von Julius H. Schoeps und Joachim Schlör, Augsburg 1999, S. 153–166, hier: S. 161 f.
69 Bd. 1.1, S. 821.
70 Vgl. Bd. 1.2, S. 293.
71 Bd. 1.1, S. 208.
72 Ebd., S. 209.

berufen, das sie dem so erweckten Anschein nach blindlings nachahmen. Die Revolutionsgefahr, ungeachtet oder ›unbeschadet‹ der auch vor Ort herrschenden Macht- und Eigentumsverhältnisse, kommt selbst nach dem Zeugnis ihrer potentiellen Nutznießer ganz von außen, aus Paris und Berlin.

Zwei, drei Seiten später wird dieser Verlaufsweg oder doch dessen eine, jetzt alles entscheidende Etappe von der anderen Seite des politischen Spektrums her eigens ratifiziert. Die Ratifikation findet sich im letzten Gespräch zwischen Schwiegersohn und -vater, pikanterweise unter einer Reminiszenz an den wichtigsten Lyriker des Vormärz, Heinrich Heine ›of all poets‹ (den jener Oberlehrer Mühsam bis zur Selbstidentifikation in Ehren hält[73]): »die Revolution ist in Berlin an ästhetischen Theetischen vorbereitet worden …«[74]

Nach der Erklärung, die der Konsul sich und seinem Schwiegervater für die unerhörten Ereignisse und die brenzlige Situation zurechtlegt, gibt Berlin also den eigentlichen Ursprungsherd des Aufruhrs ab. Der Stadtname fällt nicht mehr, wie dann übrigens auch im *Zauberberg* wieder, in einem Atemzug mit Paris,[75] der Hauptstadt des seinerzeit gerne so propagierten ›Erbfeinds‹. Sondern es sind eben die Berliner Salons allein, von wo aus die Revolution vorbereitet und verbreitet worden sein soll.

Indessen sollte der äußere, landesfremde Feind ursprünglich nicht so ganz ohne einen wenigstens ›artfremden‹ Ersatz wegfallen. Das Merkmal, in dem dieser zuvor noch bestand, teilten die Berliner Salonards, Salonard*innen* sinnigerweise mit dem vom Konsul anzitierten Lyriker, vielleicht auch mit jenem Aufwiegler Rübsam, jedenfalls mit dessen mutmaßlichem Modell (oder zuletzt noch mit dem Oberlehrer, der dessen typischen Namen trägt und daher seine ganz besonderen Gründe haben mag, den besagten »Poeten«,[76] nämlich als seinesgleichen dermaßen hochzuschätzen). Denn in einer älteren Lesart des Texts hörte die Stelle sich noch so an: »Sehen Sie, Schwiegervater, die Revolution

73 Vgl. ebd., S. 821.
74 Ebd., S. 212.
75 Vgl. Thomas Mann, Große kommentierte Frankfurter Ausgabe, Bd. 5.1: Der Zauberberg, hrsg. und textkritisch durchgesehen von Michael Neumann, 2002, S. 460.
76 Bd. 1.1, S. 821.

ist in Berlin an den aesthetischen Theetischen einiger geistreicher jüdischer Damen vorbereitet worden …«[77]

Nach dieser Lesart sollten die Aversionen gegen die Hauptstadt des zur erzählten Zeit freilich noch inexistenten Reichs also mit antisemitischen Reflexen zusammenfinden. Dass Berlin damit »jüdisch[ ]« besetzt werden sollte, hat ebenso System und Methode wie die anderweitigen Assoziationen des deutschen Judentums mit Frankfurt:[78] Aus Frankfurt zum Beispiel heiratet eine Jüdin in die Familie Hagenström ein, die den Buddenbrooks das Leben von nun an besonders schwer macht und für die Thomas Mann folgerichtig den schon im ›Kleinen Herrn Friedemann‹ ungut sprechenden Namen jener boshaften Frau Rechtsanwalt rezyklierte.

Die jüdische Assoziiertheit also nicht nur Frankfurts, sondern eben auch Berlins wird selbst in der veröffentlichten Romanfassung wieder auftauchen. Als ›jüdisch‹ und in eins damit als gefährlich erscheint Berlin dort, sozusagen auf der Abszisse der erzählten Zeit, etwas mehr als zwei Jahrzehnte später. Auf der Ordinate quasi der Entstehungschronologie aber lag eine solche Konnotierung schon jenen noch älteren Notaten und Figurenskizzen zugrunde, in denen der Name der Hauptstadt erstmals in Thomas Manns literarische Projekte sozusagen hineindrängte.

Von Belang wäre hier ein Notizzettel aus den 1890er Jahren, auf dem sich Thomas und vermutlich Heinrich Mann eine Liste fingierter Namen zusammenstellten,[79] um später zu literarischem Gebrauch darauf zurückgreifen zu können. Berlin oder »Berlin W«, der ›alte‹ Westen als Quartier der erfolgreich Assimilierten, kommt auf dieser Namensliste, übrigens wieder in Konkurrenz mit »Frankfurt«, als Bestandteil hier jeweils genau einschlägiger Einträge vor. Es tritt als Adresszusatz solcher Namen oder Firmen auf, deren Träger respektive Besitzer ohnehin schon unmissverständlich als Juden markiert sind, über stereotype Berufsfelder und -titel, mit Spott- und Fluchnamen (»Moritz« für ›Moses‹),[80] durch typische Vornamensabkürzungen (vom Typus S.

77 Bd. 1.2, S. 565.
78 Vgl. Elsaghe, Thomas Mann und die kleinen Unterschiede (Anm. 25), S. 203–205.
79 Vgl. ebd., S. 203 f.
80 Vgl. Bering, Der Name als Stigma (Anm. 68), S. 20, 33, 60 f., 98 f., 137 f., 241–244, 350.

Fischer)[81] und Geschlechtsnamensendungen (das Deminutivsuffix jiddischer Väter- respektive Genetivnamen[82]):

S. Büchermarkt [?] Verlag Berlin W
Comerzienrat Moritz Ausspuckseles
aus Galizien Wohnhaft Berlin W Thier
gartenstraße. Gemahl. geb Ausgießeles aus Frankfurt[83]

Das in diesem Apokryphon gleich mehrfach hergestellte Junctim von Hauptstadt und jüdischem Bildungs- oder Salonbürgertum kehrt nun wie erwähnt auch in der Druckfassung des Romans wieder. Es erscheint hier abermals im Zeichen einer ernstlichen Gefahr. Und zwar droht diese den Buddenbrooks im achten Teil, in dessen erzählte Zeit auch die Gründung des Deutschen Reichs fällt oder besser gesagt fiele. Denn so merkwürdiger- wie bezeichnenderweise suchte man nach einer Erwähnung derselben hier partout vergeblich.

Doch rein kalendarisch kalkuliert, gehört die Bedrohung der Familie und der endliche Ruin eines ihrer Mitglieder ins allernächste Umfeld der Reichsgründung. In dieser kann man demnach trotz allem so etwas wie einen Antifocus oder leeren Brennpunkt des Romans oder seines achten Teils erkennen. Obwohl es seltsam übergangen wird und als solches fehlt, scheinen dennoch die für die Familie und Dynastie der Buddenbrooks katastrophalen Ereignisse gleichsam konzentrisch um das Gründungsdatum herum zu gravitieren.

In unmittelbarer Zeitnähe denn zu diesem Datum, nur Monate und Wochen davon entfernt, irgendwann zwischen Weihnachten »1869«[84] und »Herbst[ ]«[85] 1871, erreicht der Prestigeverlust der Buddenbrooks

81 Vgl. Yahya Elsaghe, »Herr und Frau X. Beliebig«? Zur Funktion der Vornamensinitiale bei Thomas Mann, in: German Life and Letters N.S. 52 (1999), H. 1, S. 58–67.

82 Vgl. Salomo A. Birnbaum, Die jiddische Sprache. Ein kurzer Überblick aus acht Jahrhunderten, Hamburg ^{3}1997, S. 63; Neil Jacobs, Yiddish. A Linguistic Introduction, Cambridge 2005, S. 162.

83 Vgl. Yahya Elsaghe, »Moritz Ausspuckseles«. Zur rechts- und sozialgeschichtlichen Interpretierbarkeit ›jüdischer‹ Namen in Thomas Manns Frühwerk, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 85 (2011), H. 3, S. 411–432, hier: S. 411 f.

84 Bd. 1.1, S. 555; vgl. S. 580.

85 Ebd., S. 611.

sein ›rock bottom‹, also entweder ganz oder ziemlich genau konträr zum Beginn des nationalen »Aufschwung[s]«.[86] Hugo Weinschenk, einem freilich nur angeheirateten, aber nichtsdestoweniger einem Familienmitglied, wird wegen fortgesetzten Versicherungsbetrugs der Prozess gemacht; mit dem Erfolg, dass Weinschenk für Jahre hinter Gitter muss und somit auch noch die »dritte Ehe«[87] Tony Buddenbrooks in einem Fiasko endet.

Daran ist jetzt mehr als nur ein Jude beteiligt. Jude ist nicht nur, der Weinschenk von Amts und von Staats wegen verfolgt, »diese[r] Satan[ ] von Staatsanwalt«,[88] dessen Identität und Hinterhältigkeit schon sein Name verrät. Denn in diesem kommt jener überhaupt typischste[89] aller ›jüdischen‹ Assimilationsnamen mit dem Geschlechtsnamen zusammen, der bereits im Friedemann-Zyklus ungut zu sprechen hatte: »Staatsanwalt[ ] Doktor Moritz Hagenström …«[90] (auf einem Notizblatt übrigens auch einmal, mit der hier einzigen Abkürzung solcher Art, als »M. Hagenström« geführt[91]).

Sondern Jude ist außerdem auch der, der Weinschenk eigentlich retten sollte. Als solchen hat man ihn wieder allein schon aufgrund seines Namens zu dechiffrieren, diesmal eines typischen[92] Herkunftsnamens, »Breslauer«. Der appellativischen Bedeutung des Namens zum Trotz, aber dessen jüdischer Konnotation eben gerade auch entsprechend, kommt »Doktor Breslauer« aus der Hauptstadt des in der Gründungsphase befindlichen Reichs: »ein[ ] Verteidiger aus Berlin«, q. e. d., »ein[ ] rechte[r] Teufelsbraten, ein[ ] geriebene[r] Redner, ein[ ] raffinierte[r] Rechtsvirtuose[ ], dem der Ruhm vorangeht, so und so vielen betrügerischen Bankerottiers am Zuchthaus vorbeigeholfen zu haben«.[93]

Trotz seinem »sehr große[n] Honorar« und gerade wegen dieses »Ruhm[s]« – weil der Angeklagte eben einen solchen Verteidiger »nötig« hat und mit solch einer Wahl seine Schuld gewissermaßen schon eingesteht – bringt der »Verteidiger aus Berlin« der Familie Buddenbrook

86 Ebd., S. 614.
87 Ebd., S. 491.
88 Ebd., S. 659.
89 Vgl. Bering, Der Name als Stigma (Anm. 68), S. 59, 73, 238.
90 Bd. 1.1, S. 578.
91 Vgl. Elsaghe, Die imaginäre Nation (Anm. 9), S. 122.
92 Vgl. Bering, Der Name als Stigma (Anm. 68), S. 218 f.
93 Bd. 1.1, S. 579.

»nichts Gutes«.[94] »Gutes« kommt für die Buddenbrooks aber auch sonst nicht aus Berlin; soll heißen unabhängig von dessen mehrfacher Verbindung mit jüdischen und zugleich höllischen, ›teuflischen‹ oder ›satanischen‹ Kreaturen, in der sich natürlich antijudaistische Traditionen fortschreiben. So in einem geradewegs gegenteiligen, im Zusammenhang nämlich mit einer christlich-allzuchristlichen Figur:

Unter den »schwarzen Herren« und frommen Parasiten, die »bei Buddenbrooks wechselweise«, in dieser Reihenfolge, »um die Wette« essen »und Andachten abh[a]lten«, ist es ausgerechnet einer »aus Berlin«, der sich zwar noch nicht durch solchen Appetit, endlich aber mit seiner anderweitigen Begehrlichkeit »unmöglich« macht.[95] Es ist ein ungemein rührseliger »Gottesmann, der zu Berlin ein Weib und viele Kinder« hat, ein Pastor namens Trieschke.[96] Dabei ist eventuell schon sein einigermaßen auffälliger und so gut wie unverstellt anagrammatischer Nachname signifikant. Denn er klingt an einen berühmten oder doch berüchtigten Namen des wilhelminisch-berlinischen Establishments an. »Trieschke« kann einen mindestens von fern an Heinrich von Treitschke erinnern, den »Hof-Historiographen«, wie sein offizieller Titel lautete, »und«, wie ihn Thomas Mann später einmal schmähen sollte: »Lakaien des Prussianismus«.[97]

Ausgerechnet dieser Trieschke nun, wie er also schon ex nomine mit Preußentum vom Schlimmsten assoziierbar wäre, lässt sich im Hause seiner Gönner einen Affront sondergleichen zu Schulden kommen. Dieser überführt das frömmlerische Gehabe des Pastors vollends der Bigotterie. »Pastor Trieschke nämlich, Thränen-Trieschke aus Berlin«, untersteht sich, die zum ersten Mal geschiedene Antonie, geborene Buddenbrook lüstern anzugehen und ihr gewissermaßen in ihrem Schlafzimmer übergriffige Avancen zu machen.[98]

Gar »nichts Gutes« verheißt Berlin hernach dann auch wieder in der Geschichte von Antonie Permaneders zweitem Ehedebakel, nachdem der Name der Stadt zunächst noch ganz unverfänglich erschienen ist, einfach nur als letzter Halt der Badereisen, auf denen Tony ihren ge-

94 Ebd., S. 579 f.
95 Ebd., S. 308 f.
96 Ebd., S. 309.
97 Mann, Gesammelte Werke (Anm. 4), Bd. 12, S. 907.
98 Bd. 1.1, S. 309.

sundheitlich angeschlagenen Vater begleitet.[99] In solche oder ähnliche Handlungszusammenhänge kommt dieser Name bei Thomas Mann im Übrigen auch anderwärts gerne zu stehen. Als Reiseetappe und als Bahn- oder Telegraphenstation[100] gibt er selbstverständlich etwas von Berlins infrastruktureller Zentralität zu erkennen, um in eins damit auf das politische Schwer- und Übergewicht hinzudeuten, das die Stadt mittlerweile erlangt hatte:

In der Erzählung ›Der Kleiderschrank‹, zeitgleich mit den ›Buddenbrooks‹ (und ihrerseits übrigens ein gutes Beispiel für die alte Schwellenmagie des Stadttors[101]), ereignet sich das unheimliche Geschehen auf einer Station des Schnellzugs »Berlin-Rom«[102] oder wird es viel eher in diesem Zug halluziniert. Ein Jahrzehnt später, in den frühen Kapiteln der ›Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull‹, wie dann auch noch im letzten vollendeten Erzähltext, ›Die Betrogene‹, erscheint Berlin als äußerster Zufluchtsort, wenn sonstwo in Deutschland eine Situation ausweglos geworden ist und es darum geht, in andere Städte des Reichs auszuweichen: »nach Wiesbaden, nach Mainz, nach Köln, nach Berlin meinetwegen«.[103] »München, Hamburg, Berlin, die seien auch noch da«.[104]

»Und aus Berlin? […] Berlin? […] Berlin?« kommt denn in den ›Buddenbrooks‹, man kann schlecht sagen: zu ›guter‹ Letzt, ein unheilschwangeres Telegramm. Zu Recht erschreckt allein schon dieser nun also keineswegs mehr harmlose Absender die Empfänger. Von Berlin aus nämlich kündigt Tony Permaneder diesen hier ihre überstürzte Heimkehr an,[105] um so das Scheitern ihrer zweiten Ehe und ihre gesellschaftliche Deklassierung zu besiegeln. –

Diese und andere Befunde kann man vorerst einmal so bilanzieren: Bei Thomas Mann, bis in die spätesten Texte des Gesamtwerks und auch bis in die jüngsten der jeweils erzählten Zeiten hinein – in den

99 Vgl. ebd., S. 263.
100 Vgl. ebd., S. 395, 406.
101 Vgl. Bd. 2.1, S. 196.
102 Interpunktion nach dem Erstdruck: Thomas Mann, Der Kleiderschrank. Eine Geschichte voller Räthsel, in: Neue Deutsche Rundschau (Freie Bühne) 10 (1899), H. 6, S. 660–665, hier: S. 660. Zur geographischen Lokalisierbarkeit vgl. Mann, Gesammelte Werke (Anm. 4), Bd. 11, S. 105.
103 Mann, Gesammelte Werke, Bd. 7, S. 331.
104 Mann, Gesammelte Werke, Bd. 8, S. 917.
105 Bd. 1.1, S. 407.

Kriegsnotaten und Katastrophenmeldungen des ›Doktor Faustus‹[106] –, gerät Berlin mit erstaunlicher oder, je nachdem, gerade wenig erstaunlicher Regelmäßigkeit in dunkle, ungünstige, desaströse Erzählzusammenhänge. Aus solchen Zusammenhängen kommt ein entschieden und konsistent negatives Konnotat auf die Hauptstadt zu liegen. Nur wollte dieses bisher, um es zu wiederholen, erst mit einem gewissen, wenn auch vergleichsweise geringfügigen Interpretationsaufwand gehoben sein und dürfte eine entsprechende Auslegung in jedem Einzelfall immer noch als ›Überinterpretation‹ angefochten werden.

III

Keine solchen Interpretationsleistungen mehr braucht man beim Schlussteil des Romans zu erbringen, um dort nämlich das Leiden des letzten Buddenbrook in eine direkte Beziehung zu dem jungen Reich zu setzen, unter dem dieser sterben muss. Genau genommen, wenn auch etwas überspitzt formuliert, stirbt Hanno Buddenbrook an einer staatlichen und als solche für ihn eben tödlichen, mörderischen Institution. Etwas, aber nur *etwas* übertrieben, ist es die Schule, die seinen Lebenswillen mit bricht und seine Widerstandskraft gegen die Typhusinfektion so weit zu unterhöhlen hilft, dass er dieser erliegt, erliegen *will*.[107]

Das Gymnasium, unter dem er dermaßen leidet, dass es ihn also geradezu umbringt, und dessen unsägliche Tyrannis der Erzähler so vielsagend einfühlsam zu schildern vermag, setzt dieser Erzähler selber in Relation zu den politischen Verhältnissen. Schule und Staatsmacht stehen hier wie in anderen Schul- und Lehrersatiren auch – von ›Professor Unrat‹ bis Judith Schalanskys ›Hals der Giraffe‹ – in weder bloß metaphorischer noch auch nur metonymischer, sondern in geradewegs synekdochaler Beziehung. Konnte zuvor ein Rebell gegen die Schule der 1890er Jahre mutmaßlich das Modell abgeben für einen Insurgenten aus der Achtundvierzigerrevolution, so bildet diese Schule als quasi totale Institution[108] den Staat im letzten Teil des Romans nicht bloß en minia-

106 Vgl. Bd. 10.1, S. 629, 696.
107 Vgl. Bd. 1.1, S. 832.
108 Vgl. Erving Goffman, The Characteristics of Total Institutions, in: ders., Asylums. Essays on the Social Situation of Mental Patients and Other Inmates, New York 1990 ([1]1961), S. 1–124.

ture ab, noch arbeitet sie ihm einfach nur zu; sondern sie wird schlechterdings mit ihm gleichgesetzt. Darauf ließe vielleicht schon der Unterricht eines Oberlehrers schließen, jenes Heine-Verehrers, dem Thomas Mann den Nachnamen des Schulstörenfrieds Erich Mühsam angehängt hat, so gesehen sarkastischerweise und gewissermaßen als Ironym:

> Jetzt fixierte er [scil. Mühsam] die Grenzen von Hessen-Nassau auf der Wandtafel und bat dann mit einem zugleich melancholischen und höhnischen Lächeln, die Herren möchten in ihre Hefte zeichnen, was das Land an Merkwürdigem biete. Er schien sowohl die Schüler, wie das Land Hessen-Nassau verspotten zu wollen […].[109]

Mühsams Lächeln soll »zugleich melancholisch[ ] und höhnisch[ ]« sein. Das versteht sich als Gestus seiner Selbstmodellierung nach dem »frechen und kranken Poeten«[110] Heine noch von selbst. Warum aber der Hohn seines süffisanten Lächelns »*sowohl* die Schüler, *wie* das Land Hessen-Nassau« treffen zu wollen ›scheint‹, lässt der hier extern fokalisierende Erzähler offen, um mit solcher ›indeterminacy‹ desto nachdrücklicher Spekulationen darüber herauszufordern. Spekulativ, aber passgenau füllen lässt sich die Leerstelle, sobald man sich vergegenwärtigt, was »das Land Hessen-Nassau« eigentlich war und wie es entstand.

Es war eine preußische Provinz. Als solche war es soeben aus dem Deutschen Krieg hervorgegangen. Es entstand aus einer Zusammenlegung zweier Staaten, die in diesem Krieg mit Österreich alliiert waren, und einer Stadt, die darin neutral blieb: der Kurstaat Hessen-Kassel, das Herzogtum Nassau und die ehemals Freie Stadt Frankfurt.

Das offenbar lächerliche Land Hessen-Nassau verweist demnach in seiner Lachhaftigkeit auf die mittelbare Vorgeschichte des kleindeutschen Reichs. Diese hatte die Heimat der Schüler freilich noch verschont. Während deren Vaterstadt »klug zu Preußen gestanden hatte« – wenngleich sich ihr Infanteriebataillon nicht gerade hyperenthusiastisch engagiert zu haben scheint[111] –, »mußte« eine andere der vormals noch vier Freien Städte, eben »das reiche Frankfurt […] seinen Glauben an

109 Bd. 1.1, S. 821.
110 Ebd.
111 Vgl. Ahrens, Von der Franzosenzeit bis zum ersten Weltkrieg 1806–1914 (Anm. 2), S. 628 f., 651.

Oesterreich« teuer »bezahlen, indem es aufhörte, eine freie Stadt zu sein«.[112]

Der kollektiven »Genugthuung«, mit der »Hanno Buddenbrooks Vaterstadt« diesem Souveränitätsentzug einer Rivalin einstweilen noch zuschauen konnte,[113] stand dabei allerdings eine schwerere Einbuße der *Firma* Buddenbrook gegenüber. Die Buddenbrooks gehörten also auch damals schon zu den Verlierern des kleindeutschen Einigungsprozesses. Denn, so stand es in einem adversativ noch hinzugesetzten Absatz und so endete der siebte Teil des Romans mit der vollen Emphase, die diesem Absatz als dem Explicit einer großen Texteinheit zukam: »Beim Fallissement einer Frankfurter Großfirma […] im Juli« – das hieße noch während der sieben Kriegswochen oder unverzüglich danach – »verlor das Haus Johann Buddenbrook mit einem Schlage die runde Summe von zwanzigtausend Thalern Courant«;[114] ein Schlag, der dem Autor bedeutsam genug gewesen sein muss, um ihn in den Romankonzeptionen eh und je fest einzuplanen. »1866 Concurse auf österreichischer Seite«, lautet eine frühe Notiz dazu.[115]

Vor dem historischen Hintergrund gelesen, gerät Mühsams Hohnlächeln über die preußische Provinz also zu einer Gebärde der Servilität, mit welcher der »Lehrkörper«[116] die preußische Sicht der Dinge übernimmt und die ›victors' history‹ gehorsamst akzeptiert. Wenn seine Verspottung des Landes Hessen-Nassau die Söhne oder »Herren« der »Vaterstadt« mit einschließt und dem Wortlaut nach zwischen dieser und einer preußischen Provinz keinen nennenswerten Unterschied zu machen scheint (»sowohl […] wie«), dann reflektiert das nicht anders als Mühsams eigene Melancholie wohl den Sachverhalt, dass jene »Genugthuung« verfrüht war. Nunmehr bestünde wenig Anlass dazu. Denn obgleich es den Sonderstatus oder Ehrentitel einer ›*Freien* Hansestadt‹ de iure noch bis 1937 behaupten sollte, als es für sein Teil der preußischen Provinz Schleswig-Holstein zugeschlagen wurde,[117] hatte

112 Bd. 1.1, S. 480.
113 Ebd.
114 Ebd.
115 Paul Scherrer und Hans Wysling, Quellenkritische Studien zum Werk Thomas Manns, Bern und Tübingen 1967 (= Thomas-Mann-Studien 1), S. 11.
116 Bd. 1.1, S. 781, 797.
117 Vgl. Kellenbenz, Hanse und Hansestädte (Anm. 7), S. 637.

Lübeck 1871 seinerseits faktisch aufgehört, im wahren Sinn des alten Titels und Privilegs ›frei‹ zu sein. Gemessen an der ihm vordem noch »eigene[n] Souveränität« war es nun im Grunde selber nur noch so etwas wie eine der preußischen »Provinzialstädte«, wie es Goethe bei seiner Warnung vor einer Reichseinigung vorhersah. –

Der Erzähler, wie gesagt, statuiert es selber: »Die Schule war ein Staat im Staate«. Oder um genau zu zitieren, ist sie »ein Staat im Staate *geworden*«.[118] In ihrer gegenwärtigen, nachgerade psychoterroristischen Ausartung, in der sie den Selbstrespekt der Schüler zerstört und deren Gehirne förmlich ›wäscht‹,[119] unterscheidet sie sich sehr gründlich von ihrem früheren, rundum »sympathischere[n]« Zustand. Um dessen »menschenfreundlichen« Repräsentanten bei der Gelegenheit zu charakterisieren, bietet der Erzähler am Ende nicht zufällig dieselbe astrologische Kennung auf, die er vom ersten Teil an für Johann Buddenbrook den Älteren reservierte und die der Erzähler des ›Kleinen Herrn Friedemann‹ für den alten Bezirkskommandanten verwandt hatte: »jovial[ ]«; wobei dort, im ›Kleinen Herrn Friedemann‹, die Zustandsänderung noch nicht gar so trennscharf bewertet wurde. Binäre Komplemente zu den Prädikaten der alten Zeit, »jovial[ ]« oder »beliebt«, sind dort ja keine ausgedeutscht und wären allenfalls hinzuzudenken. Nicht lange danach zu suchen bräuchte man jedoch im Schulkapitel der ›Buddenbrooks‹. Dort hagelt es nachgerade solche Antonyme, die eine quasi infernalische Isotopie bilden: »schrecklich[ ]«,[120] »entsetzlich«,[121] »martervoll«;[122] »sehr großes Gebrüll«,[123] »wie in einem bösen Traum«;[124] und so weiter, und so fort.

Etwas anders auch als bei jenem Generationswechsel ist hier, im letzten Teil der ›Buddenbrooks‹, die Zäsur, die die frühere von einer so ganz und gar nicht mehr jovialen »Regierung« trennt, nahezu annalistisch genau bestimmt: »bald nach dem Jahre einundsiebzig«.[125] Sie wird hart hinter die Gründung des Reichs datiert und hierdurch a limine auf

118 Bd. 1.1, S. 796; im Original keine Hervorhebung; vgl. S. 797, 808–810, 817.
119 Vgl. Elsaghe, Die imaginäre Nation (Anm. 9), S. 180 f.
120 Bd. 1.1, S. 800; vgl. S. 806.
121 Ebd., S. 805; vgl. S. 803, 816.
122 Ebd., S. 800.
123 Ebd., S. 804.
124 Ebd.
125 Ebd., S. 796.

diese bezogen. Darüber hinaus oder in eins damit scheint sich die so datierte Ablösung eines »alten«, »segenvollere[n]« Schulregimes selber als Funktion der Reichseinheit darzustellen.[126] Der neue Potentat nämlich der unter ihm auch äußerlich stark veränderten Schule stammt wie gehabt nicht einfach nur von ›draußen‹. Sondern er hat wieder just aus dem Nabel des neuen Reichs hierher zu gelangen. Hierher wurde er von »einem preußischen Gymnasium« bloß »berufen«:

> »Siehe, da kommt der liebe Gott!« sagte Kai. »Er lustwandelt in seinem Garten.«
>
> »Ein netter Garten«, sagte Hanno und geriet ins Lachen. Er lachte nervös und konnte nicht aufhören, hielt sein Taschentuch vor den Mund und blickte darüber hinweg auf Den, welchen Kai als den »lieben Gott« bezeichnet hatte.
>
> Es war Direktor Doktor Wulicke, der Leiter der Schule, der auf dem Hofe erschienen war: ein außerordentlich langer Mann mit schwarzem Schlapphut, kurzem Vollbart, einem spitzen Bauche, viel zu kurzen Beinkleidern und trichterförmigen Manschetten, die stets sehr unsauber waren. Er ging mit einem Gesicht, das vor Zorn beinahe leidend aussah […]! Eine Anzahl Schüler […] betrachteten mit verstörten Gesichtern […] den Direktor, der […] mit tiefer, dumpfer und bewegter Stimme […] [ ]sprach. Seine Rede war mit brummenden und unartikulierten Lippenlauten durchsetzt …
>
> Dieser Direktor Wulicke war ein furchtbarer Mann. Er war der Nachfolger des jovialen und menschenfreundlichen alten Herrn, unter dessen Regierung Hannos Vater und Onkel studiert hatten, und der bald nach dem Jahre einundsiebzig gestorben war. Damals war Doktor Wulicke, bislang Professor an einem preußischen Gymnasium, berufen worden, und mit ihm war ein anderer, ein neuer Geist in die alte Schule eingezogen. Wo ehemals die klassische Bildung als ein heiterer Selbstzweck gegolten hatte, den man mit Ruhe, Muße und fröhlichem Idealismus verfolgte, da waren nun die Begriffe Autorität, Pflicht, Macht, Dienst, Carrière zu höchster Würde gelangt, und der »kategorische Imperativ unseres Philosophen Kant« war das Banner, das Direktor Wulicke in jeder Festrede bedrohlich entfaltete. Die Schule war ein Staat im Staate geworden, in dem preußische Dienst-

126 Ebd.

> strammheit so gewaltig herrschte, daß nicht allein die Lehrer, sondern auch die Schüler sich als Beamte empfanden, die um nichts als ihr Avancement und darum besorgt waren, bei den Machthabern gut angeschrieben zu stehen … Bald nach dem Einzug des neuen Direktors war auch unter den vortrefflichsten hygienischen und ästhetischen Gesichtspunkten mit dem Umbau und der Neueinrichtung der Anstalt begonnen und Alles aufs Glücklichste fertig gestellt worden. Allein es blieb die Frage, ob nicht früher, als weniger Komfort der Neuzeit und ein bißchen mehr Gutmütigkeit, Gemüt, Heiterkeit, Wohlwollen und Behagen in diesen Räumen geherrscht hatte, die Schule ein sympathischeres und segenvolleres Institut gewesen war …
>
> Was Direktor Wulicke persönlich betraf, so war er von der rätselhaften, zweideutigen, eigensinnigen und eifersüchtigen Schrecklichkeit des alttestamentarischen Gottes. Er war entsetzlich im Lächeln wie im Zorne. Die ungeheure Autorität, die in seinen Händen lag, machte ihn schauerlich launenhaft und unberechenbar. […] Es blieb nichts übrig, als ihn im Staub zu verehren und durch eine wahnsinnige Demut vielleicht zu verhüten, daß er einen nicht dahinraffe in seinem Grimm und nicht zermalme in seiner großen Gerechtigkeit …[127]

Der hier oberste Exponent des preußisch-dienststrammen Etatismus, wie bereits einmal angedeutet, erhält an dieser Stelle eine neuerlich und vollends numinose Aura. Es ist jedoch nicht eigentlich die Aura des »lieben Gott[es]«, als der er denn zwar nur ironisch, aber nicht von ungefähr im Rahmen eines Genesiszitats »bezeichnet« wird. Was ihn in seinem »nette[n] Garten« tatsächlich umgibt, ist der »furchtbare[ ]« Nimbus einer wiederum und jetzt explizit »alttestamentarischen« Straf- und Rachegottheit oder ihres verfratzten Zerrbilds, mit Anleihen obendrein bei heidnischen Göttervätern, Wotan und Jupiter (»Schlapphut« und »Vollbart«), an die sein Revenant in ›Tonio Kröger‹ expressis nominibus erinnert.[128]

Indessen ruft Wulickes Erscheinung nicht nur ›Verstörung‹ hervor; sondern sie erregt zuerst auch, und sei es bloß »nervös[es]« Lachen. Auf der Ebene der Körperbeschreibung entspricht dieser ersten Reak-

127 Ebd., S. 795–797.
128 Bd. 2.1, S. 243.

tion eine massive Herabsetzung der Figur, die sie auslöst. Die Aufhöhung dieser Figur ins Übermenschliche geht hier bemerkenswerterweise doch auch mit einer Körpergroteske einher, »einem spitzen Bauche, viel zu kurzen Beinkleidern und trichterförmigen Manschetten«. Und zuletzt reicht die Erniedrigung des »außerordentlich lange[n]« Körpers sogar bis ans schlechtweg Abjekte hinab (»Manschetten, die stets sehr unsauber« sind).

Ähnliche Ambivalenzen ließen sich an den Karikaturen anderer Lehrergestalten ausmachen oder vielleicht auch nur an den konkreten Räumlichkeiten, die diese bevölkern. Das neue Schulhaus soll einerseits »den vortrefflichsten hygienischen und ästhetischen Gesichtspunkten« genügen; und doch reichert es andererseits auch jene höllische Isotopie um weitere Elemente an. Die Luft darin, »sehr heiß und schlecht«, kann »über alle Maßen« stinken.[129] Divergenzen wie diese könnten darauf hinweisen, dass es hier um mehr oder anderes geht als nur eben darum, die neue Schule und ihren Leiter möglichst genau abzubilden. Oder zumindest scheinen solch einen naturalistischen Ehrgeiz hier andere Regungen zu unterlaufen.

Obwohl oder gerade weil sie so disparat ausfallen, sind die divergenten Züge des Wulicke-Portraits produktionspsychologisch einigermaßen verräterisch. Da die widersprüchlichen Empor- und Hinabstilisierungen einer und derselben Figur sozusagen um jeden Preis und auf Kosten ihrer eigenen Plausibilität an jedenfalls stark negative, aber eigentlich inkompatible Emotionen appellieren, von der Angst bis zum Ekel, verraten sie so heftige wie unbewältigte Aggressionen. Diese schießen bei ihrer Abfuhr offenkundig über ihr konkretes Objekt hinaus. Immerhin scheint die Gewalt des ja ebenso provozierten Gelächters bei Wulickes Auftritt die Geringfügigkeit und Unverhältnismäßigkeit des gegebenen Anlasses zu bezeugen und dass dieser einen solchen emotionalen Aufwand an und für sich nicht lohnte.

Wulicke oder auch seine Untergebenen repräsentieren scheinbar mehr als nur ein bestimmtes Schulwesen, allen voran ein Lateinordinarius namens Doktor Mantelsack, der seinem Vorgesetzten beinahe schon klonartig gleicht. (Auch Doktor Mantelsack »lustwandelt[ ]«,[130] »wie

129 Bd. 1.1, S. 809.
130 Ebd., S. 802.

im Paradiese«,[131] trägt einen »Jupiter-Bart«,[132] ist von einer »entsetzlich«[133] »flatterhaft[en]«[134] »Parteilich«- und »Ungerechtigkeit«,[135] »äußerst« reizbar[136] und leicht »von heftigem Zorne ergriffen«.[137]) Wenn es statthaft ist, etwas mit der zweiten Komponente von Mantelsacks Namen zu spielen, zumal Thomas Mann sie im Fiktionalisierungsprozess allein hinzuerfand – Modell soll ihm der Name des Altphilologen Friedrich Wilhelm Mantels gestanden haben,[138] »Professor a. Catharin.«,[139] den er freilich in seiner eigenen Schulzeit gar nicht mehr erleben *konnte* –, dann haben das Gymnasium und seine Klassenzimmerdespoten hier als der sprichwörtliche Sack zu dienen, an dem sich ein unterdrückter Unwille gegen den Esel schadlos halten darf. Hinter der Aggression gegen die bloß schulischen »Machthaber[ ]« lässt sich ein viel umfassenderes Ressentiment gegen den »neue[n] Geist« und dessen »Prussianismus« vermuten, den der Erzähler hier denn wiederholt beim Namen nennt: »preußische[s] Gymnasium«, »preußische Dienststrammheit«. Diese Vermutung ließe sich sogar positivistisch erhärten. Die raumzeitlichen Parameter nämlich, die sie so nahe legen und die wiederholte Nennung des Geonyms ermöglichen, hat Thomas Mann nachweislich gesucht, indem er die Daten der Lübecker Lokal- und Institutionsgeschichte zu diesem Behuf abänderte.

Johannes Julius Schubring, den man längst als ›Vorbild‹ des »furchtbare[n]« Wulicke identifiziert hat,[140] brachte es keineswegs schon im Zug der preußisch dominierten Reichsgründung zum Schulleiter. Anders als sein fiktionaler Revenant trat er sein Rektorat durchaus nicht »bald nach dem Jahre einundsiebzig« an. Sondern zum Direktor des

131 Ebd., S. 799; vgl. S. 800.
132 Ebd., S. 799.
133 Ebd., S. 816.
134 Ebd., S. 799.
135 Ebd., S. 799 f.
136 Ebd., S. 803.
137 Ebd.
138 Vgl. Ludwig Fertig, Vor-Leben. Bekenntnis und Erziehung bei Thomas Mann, Darmstadt 1993, S. 30.
139 Lübeckisches Adreß-Buch. 1879, Lübeck: Schmidt & Erdtmann, o. J. (Nachdruck Lübeck: Schmidt-Römhild, 1978), S. 178.
140 Vgl. z. B. Fertig, Vor-Leben (Anm. 138), S. 29 f.; Peter de Mendelssohn, Der Zauberer. Das Leben des deutschen Schriftstellers Thomas Mann, Bd. 1, Frankfurt am Main ^{2}1996, S. 163 f.

Katharineums wurde er gut und gerne ein Jahrzehnt später ernannt, so dass sich übrigens sein Direktorium auch nicht mehr mit der Amtszeit jenes Wilhelm Mantels überschnitt. Er kam erst im Sommer 1880 nach Lübeck; und zwar kam er, wie gleich noch zu zeigen, nach Lübeck *zurück*.

Die staatshörigen bis militaristischen[141] Veränderungen des Schulbetriebs, welche der Erzähler der ›Buddenbrooks‹ trotz alledem wohl zu Recht aufs Korn nimmt, scheinen demgemäß nicht erst unter Julius Schubring begonnen zu haben, sondern bereits unter dessen Vorgänger, Friedrich Breier.[142] Diesen könnte man also nicht so fein säuberlich einer »fröhliche[n]«, »heitere[n]« und uneingeschränkt humaneren Zeit zuschlagen, wie es der Erzähler der ›Buddenbrooks‹ mit Wulickes Vorgänger deshalb tun darf, weil er ihn derart unverzüglich nach der Reichsgründung ableben lässt.

Auch gestaltete sich Schubrings Berufung auf das Rektorat nicht oder jedenfalls nicht ganz so eindeutig als »preußische[r]« Import. Sie stellte sich nicht als gar so simpler Transfer eines autoritären Charakters dar, von ›draußen‹ in eine von seinesgleichen bisher gänzlich unbehelligte Stadt; geschweige denn eben, dass es an deren Gymnasium vor seiner Zeit nur eitel »Ruhe, Muße und […] Idealismus« gegeben hätte, »Gemüt, Heiterkeit, Wohlwollen und Behagen«.

Vielmehr verhielt es sich so: Schubring, kein Preuße, sondern aus Dessau gebürtig, hatte bereits vor seinem Rektorenamt längere Zeit in Lübeck gewirkt, geamtet oder, glaubt man seinem literarischen Portrait, gewütet. Vor seiner Rückkehr hierher, von 1868 bis 1872, also ein halbes Jahrzehnt, das die Zeit der Reichsgründung gerade noch knapp mit umfasste, war er am Katharineum als Oberlehrer angestellt gewesen.

141 Vgl. Elsaghe, Die imaginäre Nation (Anm. 9), S. 178–181.

142 Vgl. Gerd Friederich, Das niedere Schulwesen, in: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, hrsg. von Karl-Ernst Jeismann und Peter Lundgreen, Bd. 3, München 1987, S. 123–152, hier: S. 138; Karl-Ernst Jeismann, Das höhere Knabenschulwesen, ebd., S. 152–171, hier: S. 165; Heinz Stübig, Das Militär als Bildungsfaktor, ebd., S. 362–377, hier: S. 373, 375; [o.A.,] Die Direktoren Breier, Schubring und Reuter. Abdruck aus den Schulprogrammen 1881, 1915, 1916 und den Vaterstädtischen Blättern 1915, Nr. 17, in: Festschrift zur Vierhundertjahrfeier des Katharineums zu Lübeck 1513–1931, hrsg. von Richard Schmidt, Lübeck o.J. (1931), S. 52–64, hier: S. 54 f.; W. Tretow, Das Schulfest, ebd., S. 154–162, hier: S. 160.

So konnte er denn das Vorwort seines wissenschaftlichen Hauptwerks, ›Historische Topographie von Akragas in Sicilien während der klassischen Zeit‹, erschienen mehr als ein Jahrzehnt vor seiner Berufung oder Beförderung, mit »Lübeck« datieren, nicht ohne darin mit einer Warmherzigkeit, die man an Wulicke so ganz vermisst, seines »lieben Collegen und Freundes Dr. Ad. Holm zu gedenken«[143] (eines späteren Universitätsprofessors und offenbar gar nicht unbedeutenden Gelehrten, wie man ihn in Thomas Manns Schulsatire vergebens suchte).

»[B]ald nach dem Jahre einundsiebzig« sollte Schubring also nach Lübeck nicht kommen, sondern es im Gegenteil gerade wieder verlassen. Richtig allerdings bleibt so viel, dass er einmal (oder pedantisch genau genommen zweimal) »an einem preußischen Gymnasium« unterrichtete, dem Berliner Wilhelms-Gymnasium, nämlich zwischen seiner späten Rektoratsperiode und seiner früheren Anstellung als Lübecker Oberlehrer (wie auch *vor* dieser schon kurz, ein Jahr lang). Außerdem fielen die Modifikationen seiner Karriere – desgleichen die Dienstjahre einer so reputierten Kapazität, wie Holm es war – ohnehin vor die Zeit Thomas Manns, der all das nicht zu wissen brauchte, vielleicht aber auch gar nicht wissen *wollte*.

IV

Wie dem im Einzelnen auch sei: Summarisch gesagt, zeichnet sich in Thomas Manns erstem Roman in Hinblick auf Zentrum und Peripherie dieselbe Verlaufslogik ab wie in der Titelerzählung seines ersten Novellenzyklus. Hier wie dort wird eine Familiengeschichte beziehungsweise deren Ende vorgeführt. Die vorgeführte Familie gehört oder gehörte ehedem zu den ›ersten‹ am Ort. Solche ersten Familien waren in den Hansestädten realiter insgesamt gefährdet, ob von besonderem Altersverfall ergriffen oder nicht; insofern eben, als die Reichseinigung ein politisches Machtzentrum setzte. Dieses drohte die alten Stadtregimente zur Irrelevanz zu verurteilen, ihre Ämter und Nomenklaturen auf einen weitgehend dekorativ-folkloristischen Status herabzustufen.

Indessen bleibt es jeweils nicht bei einer bloßen Ana- oder Homologie zwischen dem Verfall der einzelnen Familie und dem Machtverlust

143 Julius Schubring, Historische Topographie von Akragas in Sicilien während der klassischen Zeit, Leipzig 1870, S. V.

der Stadt, deren Elite sie mit stellt oder wenigstens einmal stellte. Sondern die beiden Narrative, das vordergründig-private und das hintersinnig-politische werden je zusammengebracht. Zusammengeführt oder kurzgeschlossen sind sie »ausgemacht« dort, wo es jeweils an die endgültige Vernichtung der betroffenen Familie geht. Was den letzten Söhnen der in vollem oder sozusagen freiem Verfall begriffenen Patrizierfamilien recht eigentlich ›den Rest gibt‹, ist letztlich das neue Deutsche Reich. Den Rest gibt es ihnen entweder direkt oder dann doch mittelbar: direkt in der furchteinflößenden Gestalt seiner Vollstrecker, die das preußisch-obrigkeitsgläubige Gebaren auch »domi« einführen und an der hiesigen »Anstalt« durchsetzen, wie Kai, Hanno und der Erzähler sie treffend titulieren;[144] mittelbar über den »aus der Hauptstadt« herversetzten Bezirkskommandanten, dessen metropolitan-mondäne Ehefrau den kleinen Herrn Friedemann aus dem – ohnehin nur mühselig gehaltenen – Gleichgewicht seiner Existenz wirft, um diese endlich auf so empörende Weise ganz zu ruinieren.

In den Leidens- und Sterbensgeschichten Hanno Buddenbrooks und Johannes Friedemanns geht es also nicht einfach bloß um persönlich respektive familial isolierte Schicksale. Sondern diese Geschichten stehen in zuletzt geradezu kausaler oder konsekutiver Beziehung zur Reichseinigung, in deren Folge sich die Herrschaftsverhältnisse zugunsten des einen, nun erst gesetzten Zentrums verschoben haben und die alten Reichsstädte mehr oder weniger in einer Provinzialität versunken sind, wie sie Gerda von Rinnlingen ja schon ziemlich unverhohlen bespöttelt.

Wenn dergleichen politische Komplikationen in der Spezialforschung zum Autor so gut wie vollständig[145] übersehen werden konnten, dann sagt das nicht nur etwas über das Niveau dieser Forschung aus. Es reflektiert auch eine Eigentümlichkeit und Verkennungsstruktur der Primärtexte, denen freilich die Kommentatoren, die Interpreten oder auch die produktiven Rezipienten, insbesondere im Film,[146] nur zu willfäh-

144 Bd. 1.1, S. 566, 779, 782, 796–798, 811, 819. Vgl. Mann, Gesammelte Werke (Anm. 4), Bd. 11, S. 99, 101.

145 Vgl. z. B. Kenneth B. Beaton, Die Zeitgeschichte und ihre Integrierung im Roman, in: Buddenbrooks-Handbuch, hrsg. von Ken Moulden und Gero von Wilpert, Stuttgart 1988, S. 201–211, hier: S. 210; Lilian R. Furst, Re-Reading ›Buddenbrooks‹, in: German Life and Letters N. S. 44 (1991), H. 4, S. 317–329, hier: S. 321.

146 Vgl. Yahya Elsaghe, German Film Adaptations of Jewish Characters in Thomas Mann, in: Processes of Transposition. German Literature and Film, ed. by Chris-

rig aufsaßen und immer noch aufsitzen. Die Primärtexte selber waren und bleiben durchaus geeignet, die Illusion hervorzubringen, als sei es ihnen ausschließlich oder vordringlich um individuelles Leid zu tun. Dieses wird zwar schon auch deutlich in einen weiteren, überpersönlichen Kontext gestellt und aus ihm perspektiviert. Nur ist der so unschwer erkennbare Kontext kein reichspolitischer.

Das primäre Deutungsangebot, das Texte wie die ›Buddenbrooks‹ oder ›Der kleine Herr Friedemann‹ ihren Lesern zur Kontextualisierung der je erzählten Lebensgeschichten machten, war ›natürlich‹ biologistischer Provenienz. Es bestand in klaren, wo nicht penetranten Verweisen auf seinerzeit hoch im Kurs stehende Degenerationstheorien à la Auguste Bénedicte Morel, Valentin Magnan oder Max Nordau. Auf solch ein Theoriekorpus zeigen die Texte buchstäblich vom ersten Wort an, ja noch vor ihren ersten Worten, nämlich mittels ihrer Titeleien. Der Roman, unter dem Arbeitstitel »Abwärts« begonnen,[147] führt das Schlagwort vom »Verfall« bekanntlich bereits im Untertitel. Und auf Verfall und Dekadenz deutet auch schon der Personenname im Haupttitel des ersten Novellenzyklus:

Den Geschlechtsnamen »Friedemann« hat Thomas Mann zwar nicht frei erfunden. Vielmehr hat er ihn genauso aus dem Lübeck seiner formativen Jahre hergenommen wie etwa den Namen »Hagenström«.[148] Wie dieser erhält der Name »Friedemann« im gegebenen Kontext jedoch eine tiefere Bedeutungsnuance; und zwar bekommt er sie ebenfalls aus der deutschen Musikgeschichte. Um ihn zum Sprechen zu bringen, braucht man ihn lediglich neben die im Text wiederholt vermerkte[149] Musikalität des so Heißenden zu halten und sich dann bloß noch unter den deutschen Musikern, Musikerdynastien, nach Namensvettern umzusehen.

Der einzige halbwegs renommierte Träger eines solchen Namens, *Vor*namens, war selbstverständlich das enfant terrible unter den Bach-Söhnen. Friedemann Bach, man weiß oder man wusste es jedenfalls,

tiane Schönfeld in collaboration with Hermann Rasche, Amsterdam 2007 (= Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik 63), S. 132–140.

147 Bd. 2.1, S. 99.

148 Vgl. de Mendelssohn, Der Zauberer (Anm. 140), Bd. 1, S. 68; Elsaghe, Die imaginäre Nation (Anm. 9), S. 188 f.

149 Vgl. Bd. 2.1, S. 91 f.

war tief gefallen. So tief sank er, dass er sich endlich sogar am geistigen Eigentum seines eigenen Vaters vergriff.[150] Dieser dagegen markierte den Kulminationspunkt der Familiengeschichte, der die Fallhöhe des ersten Sohns und schwarzen Schafs nur desto weiter vertiefte, geradezu himmelweit. Denn Johann Sebastian Bach war um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts quasi heiliggesprochen worden.[151] Bis in die Mitte des zwanzigsten und wenigstens in Deutschland – nicht zuletzt wegen der stereotypisch deutschen Vorzüge, die man ihm zuschrieb: Tiefe, Innerlichkeit, Arbeitsdisziplin – umschwebte ihn die Gloriole eines dreizehnten Apostels und fünften Evangelisten.[152]

In der Vorstellung der Zeitgenossen und besonders Thomas Manns selber, der Albert Emil Brachvogels gleichnamigen Roman[153] zumindest dem Namen nach nachweislich kannte,[154] wird Friedemann Bach von diesem Roman und dessen einst breiter Rezeption her als Inbegriff eines verkommenen Sohns gegolten haben. Sein aus der Art seines Vaters und seiner jüngeren Brüder geschlagenes Wesen musste sich zur Entstehungszeit und im Entstehungsmilieu des ›Kleinen Herrn Friedemann‹ wie der ›Buddenbrooks‹ einer ganz bestimmten Interpretation anbieten. Auch dort ist es ja kaum zufällig wieder zuallererst ein ältester Sohn, Gotthold Buddenbrook, in dessen vorderhand scheinbar erratischer Missratenheit sich der Anfang vom Ende zu erkennen gibt. Und gewiss nicht umsonst heißen Gottholds drei unverheiratbare Töchter wie die drei Friedemann-Schwestern, ja sie sind überhaupt deren leibhaftige Wiedergängerinnen.

Eine solche Sicht auf die Bachs und ihre Geschichte, zugegebenermaßen, wäre Brachvogel selbst noch gar nicht zugänglich gewesen. 1858, ein Jahr vor ›On the Origin of Species‹, erzählte Brachvogel in seinem »[k]ulturhistorische[n]«[155] Roman das Leben Friedemann Bachs noch

150 Vgl. ebd., S. 92, 108.

151 Vgl. Wolfgang Fuhrmann, Die Heiligsprechung Johann Sebastian Bachs (Manuskript, Antrittsvorlesung im Rahmen des Habilitationsverfahrens an der Philosophisch-historischen Fakultät der Universität Bern, Publikation vorgesehen in: Musik und Ästhetik 64, 2012).

152 Vgl. ebd.

153 Vgl. A. E. Brachvogel, Friedemann Bach. Roman, Berlin 1858.

154 Vgl. den Brief vom 24. Juni 1942 an Margarete Woelfel (Thomas Mann-Archiv).

155 A. E. Brachvogel, Friedemann Bach. Kulturhistorischer Roman, Berlin o. J. (1912).

ganz anders. Autorintentionalistisch verstanden, führte er dieses Leben den Dispositiven entlang, die ihm der Entwicklungsroman seit Karl Philipp Moritz, die deutsch-französischen Animositäten und die adelsfeindlichen Impulse der vor einem Jahrzehnt gescheiterten Revolutionäre vorgaben.

Mit dem Aufkommen jedoch des Sozialdarwinismus ließ sich der Stammbaum der Bachs unversehens ganz neu auslegen. Wie fast zu erraten, sollte die deutsche Musikologie späterhin in ihnen zwar die »Kernkraft des deutschen Volkes« inkarniert sehen.[156] Was aber den besonderen ›Fall‹ *Friedemann* Bachs angeht, so war er leicht, ja geradezu zwangsläufig mit der Facette zusammenzubringen, die den frühen Thomas Mann am sozialdarwinistischen Gedankengut so unwiderstehlich anzog. Auf dem Hintergrund der Entartungstheorie, sobald diese einmal verfügbar wurde, dürfte Friedemann Bachs Biographie, in der Form, in der sie über Brachvogel ins kollektive Gedächtnis gedrungen war, sich als Musterbeispiel für die Degeneration oder einen »Verfall« ganzer »Familie[n]« aufgedrängt haben, wie einen im ›Kleinen‹ eben schon ›Der kleine Herr Friedemann‹ darstellt und wie die ›Buddenbrooks‹ sodann einen anderen im Großen paradieren sollten, über mehrere Generationen hinweg, genau gesagt – und theoriegeschichtlich bezeichnenderweise[157] – vier an der Zahl.

Noch bevor der eigentliche Roman- respektive der Novellentext einsetzt, lenkt also bereits der ihm je vorangestellte Titel alle Aufmerksamkeit auf die soziobiologischen Implikationen der jeweils erzählten Handlungen und zieht er sie hiermit zugleich von deren politischen Weiterungen ab. Die einmal geweckte Erwartung eines politischen Desinteresses oder einer vielmehr apolitischen Intention auf das, was Goethe »das reine menschliche«[158] und Roland Barthes den »Ewigen

156 Joseph Müller-Blattau, Johann Sebastian Bach. Leben und Schaffen, Leipzig o. J. (1935), S. 3.

157 Vgl. Manfred Dierks, ›Der Tod in Venedig‹ als leiblich-seelische Strukturphantasie, in: Freiburger Literaturpsychologische Gespräche. Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse 31 (2012): Thomas Mann, hrsg. von Ortrud Gutjahr, S. 81–100, hier: S. 83.

158 Johann Wolfgang von Goethe, Werke, hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, Abt. IV, Bd. 11, Weimar 1892 (Nachdruck München 1987), S. 273.

Menschen«[159] genannt hat, wird in den Texten selbst dann immer wieder erhärtet. Ausgehärtet wird der in den Titeln schon abgesteckte Erwartungshorizont nicht so sehr durch das, was in den Texten steht, als eher durch das, was in ihnen fehlt. Es sind die inhaltlichen ›blanks‹ und rhetorisch offengehaltenen Lücken darin, die den Eindruck immer tiefer absenken können, dass dem Autor nur an der Darstellung von ›rein‹ Persönlichem oder Familialem gelegen sei.

Die »glorreiche[ ] Gründung des Deutschen Reiches«,[160] auf die erst der notorische Kriminelle unter Thomas Manns Helden sich und seine Existenz beziehen sollte – ursprünglich hätte er sogar genau gleich alt sein sollen wie dieses[161] –, kommt als solche wie gesehen gar nicht vor, nirgends im Frühwerk. Selbst in den ›Buddenbrooks‹, dem mit Recht, wenn auch in anderem Sinn so gehandelten »Jahrhundertroman«,[162] wagt der Erzähler es diesem Prädikat zum Trotz, sie sich und seinen Lesern gegebenen Orts, im achten Teil, zur Gänze zu schenken; womit er manch einen patriotisch gesinnten unter ihnen so hart vor den Kopf gestoßen haben dürfte wie den Berliner Max Lorenz, von Treitschkes Nachfolger. (In der daher nicht gerade überschwenglichen Rezension der ›Preußischen Jahrbücher‹ konnte sich Lorenz denn beim verzweifelt besten Willen auf die ganze Verfallsgeschichte keinerlei Reim machen.[163])

Auf der Koordinatenachse der erzählten Zeit ist das »Einigungskunststück[ ]« sozusagen übersprungen. Auch der ihm vorausgehende Krieg von 1870/71 wird nur einmal flüchtig in indirekter Figurenrede gestreift, und zwar buchstäblich in Form von Allotria und in einem makabren Zusammenhang: Als seine Mutter bereits im Sterben liegt und ihm die Ärzte schon halbwegs reinen Wein einschenken, unterhalten sich diese zum Abschluss ihrer Visite mit Thomas Buddenbrook noch

159 Roland Barthes, Mythen des Alltags, Frankfurt am Main 1964, S. 128 f., 147.
160 Mann, Gesammelte Werke, Bd. 7, S. 266.
161 Vgl. Elsaghe, Die imaginäre Nation (Anm. 9), S. 10.
162 Vgl. Eckhard Heftrich, ›Buddenbrooks‹ – der Jahrhundertroman, in: Buddenbrooks. Neue Blicke in ein altes Buch. Begleitband zur neuen ständigen Ausstellung »Die ›Buddenbrooks‹ – ein Jahrhundertroman« im Buddenbrookhaus, hrsg. von Manfred Eickhölter und Hans Wisskirchen, Lübeck 2000, S. 10–21.
163 Vgl. Max Lorenz, Rezension von: Buddenbrooks. Verfall einer Familie. Roman von Thomas Mann. Verlag von S. Fischer, Berlin 1901, in: Preußische Jahrbücher 110 (1902), H. 1, S. 149–152.

»über andere Dinge, über Politik, über die Erschütterungen und Umwälzungen des kaum beendeten Krieges …«[164]

Mit einer Dezenz, für die nicht zuletzt die hier gehäuften Gedanken- oder Verschweigungspunkte stehen,[165] geht aus dem Protokoll dieses small-talk doch deutlich genug hervor, dass die Buddenbrooks nicht zu den Kriegsgewinnlern gehören. »[D]er Profit habe sich sehr ungleich verteilt …«[166] Von neuem also hat die Firma und Familie wenig oder nur »halb und halb« Veranlassung, auf die national allgemeine Euphorie einzuschwenken und an der »frische[n] Stimmung weit und breit …« zu partizipieren.[167]

Auch der Erzähler in eigener Instanz umschreibt die Reichsgründung nur metonymisch oder berührt sie bestenfalls en passant. Im Vorbeigehen nur bezieht er sich in den allerletzten Kapiteln auf das »Jahr[ ] einundsiebzig«; oder zuvor, im vorletzten Teil, erwähnt er die dannzumal stattgehabte Gründung ebenfalls nur nebenbei. Und er rückt diese bei der Gelegenheit noch dazu in einen wiederum negativ chargierten Aussagezusammenhang. Das nunmehr vereinigte Reich findet schon rein syntagmatisch im Rahmen eines Widerwillens beiläufige Erwähnung, den Tony, geschiedene Permaneder dagegen hegt, »auf ihre alten Tage noch einmal in eine große Stadt des geeinten Vaterlandes […] überzusiedeln«.[168]

Im ›Kleinen Herrn Friedemann‹ erschließt sich die Bedeutsamkeit des Datums »einundsiebzig« und des seitdem geeinten Vaterlands allenfalls insofern, als man es auf die mutmaßlichen Geburtsjahre des Protagonisten und der Deuteragonistin zurückrechnen kann. Hier, im ›Kleinen Herrn Friedemann‹, wird selbst die Hauptstadt des Reichs noch nicht einmal bei ihrem Namen genannt, sondern nur eben als solche, als »Hauptstadt« bezeichnet. Es handelt sich hierbei natürlich um keine Leerstelle im technischen Sinn des Begriffs. »Hauptstadt« fungiert ganz selbstverständlich als Antonomasie, als bloß tropische Aussparung eines ohne weiteres einsetzbaren Eigennamens. Gerade als rhetorische

164 Bd. 1.1, S. 614.
165 Vgl. Yahya Elsaghe, Racial Discourse and Graphology around 1900. Thomas Mann's ›Tristan‹, in: The Germanic Review 80 (2005), H. 3, S. 213–227.
166 Bd. 1.1, S. 614.
167 Ebd.
168 Ebd., S. 705.

kann die Unterdrückung des Stadtnamens aber schon Bedeutung tragen. Die Auslassung des selbstverständlichen Namens könnte dessen tabuierten Status anzeigen, der eo ipso nicht verletzt werden dürfte. Eine direkte Namensnennung wäre dann vermieden, um das Publikum zu schonen;[169] und bestünde seine Schonung zum wenigsten auch nur darin, ihm eine Behelligung mit den allzu handfesten Realien der Zeitgeschichte zu ersparen.

Wenn andererseits im ›Kleinen Herrn Friedemann‹ wie in den ›Buddenbrooks‹ auch der Name »der alten«, ungleich kleineren »Handelsstadt« ungenannt bleibt, in der die patrilineare Geschichte einer ihrerseits alten Familie jeweils erlischt, dann tut sich hier wie dort eine echte Leerstelle auf. Dem Leser wird hier wirklich eine erwartbare Information vorenthalten, die er selbständig nicht oder nicht ebenso leicht supplieren könnte wie den Namen der Hauptstadt Berlin. Die Weglassung des Stadtnamens erzeugt damit einen gewissen Erklärungsdruck.

Diesen kann man zunächst und naheliegenderweise so abzutragen versuchen, dass man die Namenlosigkeit des Handlungsorts wieder als Index eines puren und als solches generalisierbaren ›Menschlichen‹ versteht, das über das Hier und Jetzt weit hinauszeigt und dessen Verhandlung folglich durch historische und geographische Quisquilien nur getrübt würde. Dem allerdings stünde zumindest in den ›Buddenbrooks‹ der Umstand gegenüber, dass sich die Leerstelle dort ohne allzuviel Weiteres und ganz zweifelsfrei schließen ließe. Schließen lässt sich die Lücke des Stadtnamens ›selbstredend‹ über etliche andere, sehr wohl ausbuchstabierte Toponyme des Typus »Holstenthor« oder »Burgthor«,[170] über die Ortsnamen von Gassen und ›Gruben‹, von Straßen oder eben Toren, die es so – oder so kombiniert – nirgendwo anders gäbe als allein in dem einen Lübeck.

Bliebe die Möglichkeit einer produktionsästhetisch und rezeptionspsychologisch informierten Interpretation: Indem der fiktive Autor niemals mit ihrem Namen auf die Stadt referiert, benimmt er sich wie oder vielmehr *als* einer ihrer Bewohner, die bei ihren alltäglichen Interaktionen dergleichen ja auch nicht nötig hätten, um sich über ihre

169 Vgl. Lydia Drews, Art. Antonomasie, in: Historisches Wörterbuch der Rhetorik, hrsg. von Gert Ueding, Bd. 1, Tübingen 1992, Sp. 753–754, hier: Sp. 754.

170 Bd. 1.1, S. 19, 64, 125, 170, 210, 273, 282, 312, 568, 651, 702, 778; vgl. S. 34, 80, 91, 124, 568, 770.

»Welt« zu verständigen. Die Leerstellung des Stadtnamens wäre so gesehen (und je nachdem, ob man die Terminologie Gérard Genettes[171] oder Jürgen H. Petersens[172] heranzieht) Teil und Ausdruck einer bestimmten Fokalisation beziehungsweise eines ›personalen‹ Erzählverhaltens; auch und gerade dort, wo ansonsten alles andere auf Nullfokalisation respektive auf neutrales Erzählverhalten wiese. Der Erzähler nähme dann konsequent den Standpunkt der namenlosen Stadt ein. Er ergriffe immer schon die Partei ihrer Bürger. Und unter der Hand zwänge er in eins damit auch seiner Leserschaft solch eine Parteinahme für diese ›seine‹ Stadt mit auf.

Hierbei ist die so insinuierte Parteilichkeit in gewisser Hinsicht diffus. Wogegen sie sich »foris« richtet, bleibt seltsam ungewiss. Der in den Titulaturen antizipierte Verfall einer und der anderen Familie erfolgt zwar parallel zum Souveränitätsschwund der Stadt und gegenläufig zum Aufstieg des auf Berlin zentrierten Nationalstaats. Aber diesen Zusammenhang explizieren die Texte nirgends. Vielmehr muss ein Leser ihn sich selber erschließen und konnten es sich Generationen auch professioneller Rezipienten tutti quanti leisten, ihn zu ignorieren. Vordergründig wird der Verfall der Familie nie auf äußere Ursachen bezogen; es sei denn auf die Feindschaft jüdischer Emporkömmlinge und über sie allenfalls auf die typischen Städte, aus denen diese herkommen oder herstammen, allen voran Frankfurt und erst in zweiter Linie Berlin. Berlin kommt dabei jedoch nur als jüdische, ›verjudete‹, und gerade nicht als Reichshauptstadt ins Visier.

Abgesehen davon aber stellt sich der Niedergang der Familie als Resultante eines intrinsischen Gesetzes dar, dem das Leben beziehungsweise das Aussterben einer Familie unweigerlich unterliegt. Weil als solche unabwendbar, bleibt diese Gesetzmäßigkeit jedem menschlichen Zugriff entzogen. Deshalb auch haben Erzähler und Leser keine andere Wahl, als sich resignativ in das Erzählte zu schicken. Absorbiert gleichsam werden durch solchen Fatalismus die historischen Faktoren, die den kaum auch nur angedeuteten Niedergang der Stadt bewirkten und im Prinzip nicht ebenso unabänderlich wären, gewesen wären, wie das stipulierte Verfallsgesetz. Etwas anders gesagt, liegt in der hinter-

171 Gérard Genette, Die Erzählung, München 1994.

172 Jürgen H. Petersen, Erzählsysteme. Eine Poetik epischer Texte, Stuttgart und Weimar 1993.

gründigen Engführung von politischer Geschichte und genetisch determiniertem Familiengeschick ein Paradebeispiel für das vor, was Barthes unter ›Mythos‹ versteht.[173] Historisches, hier der Interessenkonflikt von Zentrum und Peripherie, zwischen Hauptstadt und »Provinzialstädten«, wird suggestiv in etwas Pseudonatürliches umgemünzt, um eine politische Konfliktlage so zu entschärfen oder zu kaschieren. Diese Camouflage, die angestrengte Versöhnlichkeit, die sich in ihr verrät, scheint auch den Fluchtpunkt jenes Paradoxons zu bilden oder hilft jedenfalls das Paradoxon zu verstehen, auf das der lübische Ehrenbürger und deutsche Nationalschriftsteller seine und die Identität seiner »Bücher« brachte; das »Ding« eben, dass diese gegen den Satz vom Widerspruch so »unverkennbar deutsch« anmuten können, wie sie andererseits »von einem *Lübecker*« sein müssen.

173 Barthes, Mythen des Alltags (Anm. 159), S. 130–133.